



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

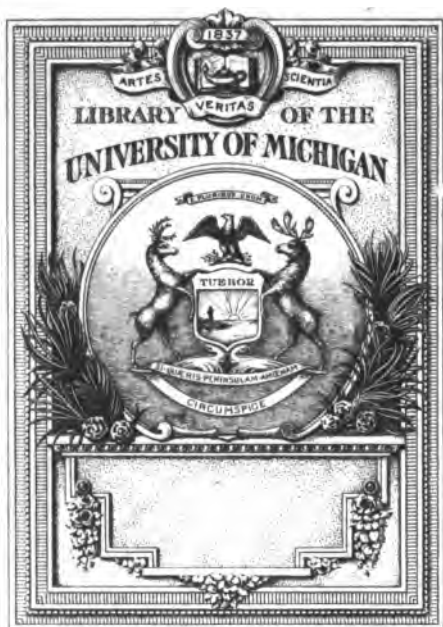
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

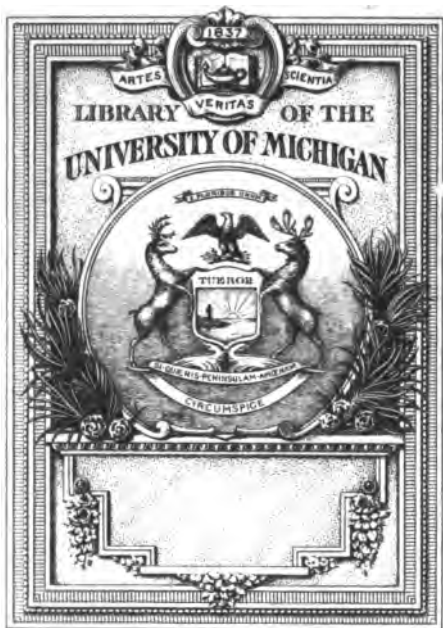


J. H. BARKASWITZ
BOOKHANDLING ANTIQ.
E. 1110

838

S3340

m2946

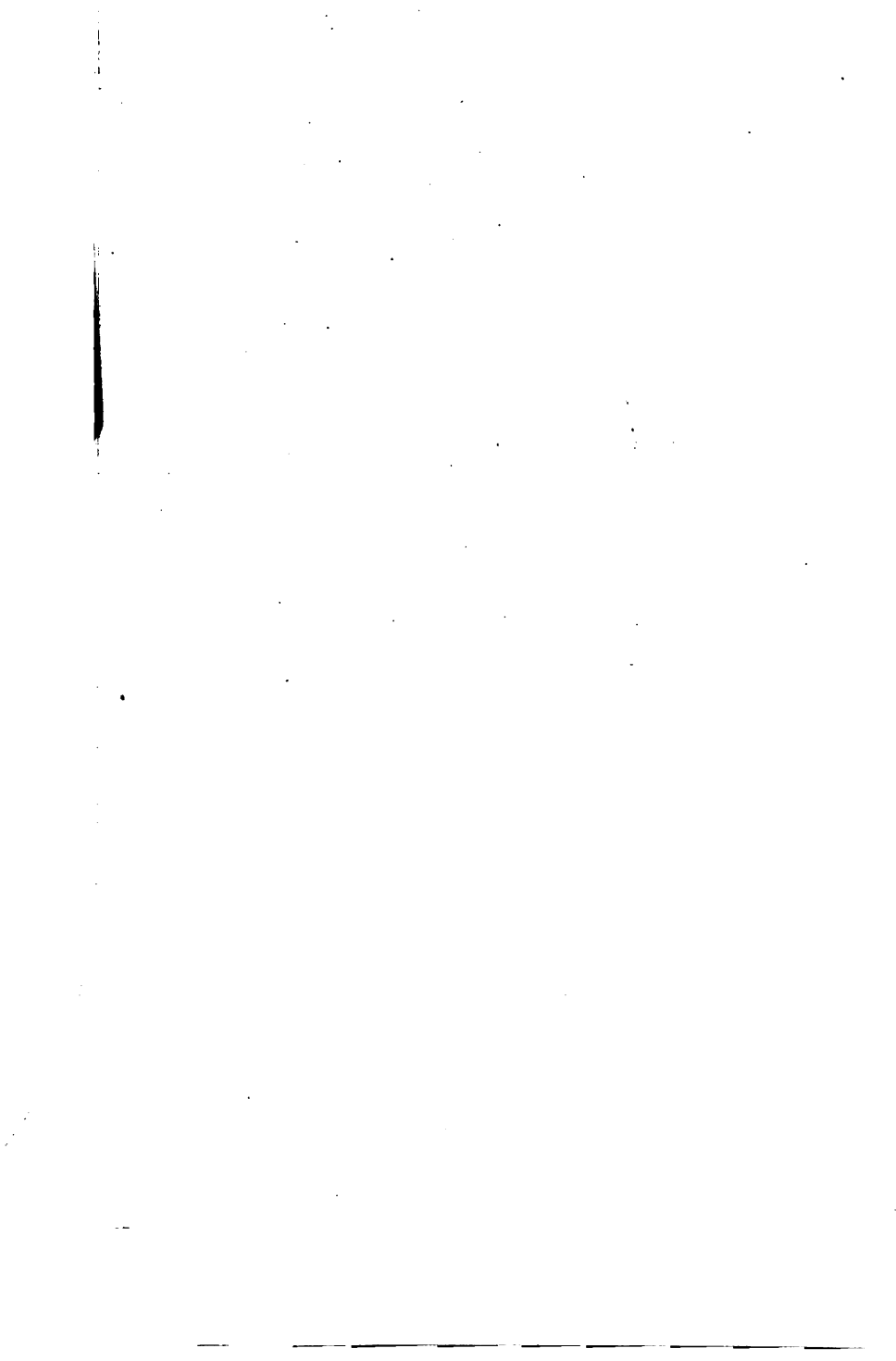


OTTO HARRISON WILZ
P.O. HANCOCK, MICHIGAN
LE 1218

838

S3340

m946



Schillers

Jugenddichtung und Jugendleben.

Y. 1061

Neue Beiträge aus Schwaben

von

Dr. Ernst Müller,



Stuttgart 1896.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Herr.
7164
Germann
12-1-1922

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

3-19-26 10.58

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	5
Eine unbekannte „Komödie“ Schillers	7
Der Student von Raffau	11
Universität und Akademie	13
Möllers Schauspiel: „Sophie oder der gerechte Fürst“	19
Marmontels „Zemire et Azor“	32
Anthologie:	
Fluch eines Eifersüchtigen	35
Die schlimmen Monarchen	39
Die Journalisten und Minoë, Die Winternacht	41
Grabchrift	44
„Laura“ und Luise Vischer	47
Wilhelmine Andrea	67
Zu Kabale und Liebe I	84
Charlotte von Wolzogen	102
Oberst Kieger	107
Schubart	116
Lieutenant Kapf	118
Albrecht Friedrich Lempp	126
Lempp und Scharffenstein	136
Zu Kabale und Liebe II	138
Anhang:	
Zwei Briefe Lempps an Schiller	145
Ein Brief von Schillers Mutter	152

Einleitung.

Schiller ist in seiner Jugend, wie jeder Dichter mehr oder weniger, durch seine Lektüre vor allem zu seinen Dichtungen angeregt und begeistert worden. Die dichterische in ihm schlummernde Anlage wurde eben durch die Lektüre, durch das Vorbild andrer Dichter geweckt und so in ihm das Verlangen nachgerufen auch seine Erlebnisse, kurz alles, was sein Inneres bewegte, zum dichterischen Ausdruck zu bringen. Wenn dagegen Scherer urteilt: „Das eigene Erlebnis scheint nicht auf seine Poesie zu wirken. Er arbeitet daran sich selbst zu vergessen über den Dingen“¹⁾, so übersah er eben die Thatsachen. Diese beweisen das Gegenteil. Wenn je eines Dichters Jugendleben sich in dessen Dichtungen wieder spiegelt, so ist das bei Schiller der Fall. Das wundert uns auch nicht bei einem Dichter, der in seiner Jugend so viel erlebte. Zuerst zu einem Studium gezwungen, das ihm verhaßt war, da er die Theologie, die ihm lieb war und die er schon längst als seinen

¹⁾ Vgl. E. Kellers Programm Schillers Besuch in Schwaben 1793/94, S. 81.

fünftigen Bernf anzuweisen wir gewohnt waren anzugeben mußte, ist er sich nach nochmaligem Bernfe des Studiums endlich in einer unangenehmeren Stellung nach Entbehrung mit Beidrückung. Das war das Ende seiner hochgepumpten Erwartung. Und nun kam noch das Schmerze und Härte für den jünger Dichter, das Verbot seinem Schmerze in der Dichtung Ausdruck zu geben. Das ging über seine Kraft, das hat er nicht aus: er floh. Welch gärende Gedanken, die zum Durchbruch kommen wollten, hatte er bis dahin niederhalten müssen! Wie ist das Schreibgefühl, das in ihm weit mächtiger als in irgend einem andern lebt, unerschrocken müssen! Wie ist mag er andre benachteiligt haben, die frei nach ihres Herzens Saft ihr Studium bauen dürfen dürfen!

Eine unbekannte „Komödie“ Schillers.

Wenn Schiller an seine früheren Mitschüler, an Conz u. a., dachte und einen Vergleich anstellte zwischen der Karlsakademie und der Tübinger Hochschule, die er, wenn es nach seinem und seiner Eltern Wunsch gegangen wäre, hätte beziehen dürfen, wie sehr mußte dieser Vergleich zu Gunsten der Universität Tübingen ausfallen! Auch wenn er die dortigen Verhältnisse zumal im theologischen Stift nicht näher kannte, so genügte allein schon der Zwang, der ihn an die Karlschule fesselte, um Tübingen für ihn in schönerem Lichte erscheinen zu lassen. Das ist ganz zweifellos.

Wie sich Schiller darüber ausgesprochen, das wissen wir nicht mehr; aber daß er sich darüber geäußert, das ist ziemlich sicher bezeugt. Er soll nämlich noch als Akademiker veranlaßt worden sein, seine Gedanken darüber in einer besonderen Arbeit, in einer zu einer Festaufführung bestimmten — Komödie zum Ausdruck zu bringen. Das wundert uns sehr, wenn man erwägt, daß der Herzog Karl jede freiere, zumal dichterische Regung zu unterdrücken suchte, so gut es ging. Und hier nun soll er — denn ohne seine Erlaubnis war die Sache überhaupt nicht denkbar — einen jungen Zögling zum Dichten geradezu aufgefordert und so die in diesem

ruhende Neigung noch ganz besonders genährt haben! Das klingt an und für sich wenig glaublich. Aber das war eben eine Ausnahme. Es hatte seinen ganz besonderen Zweck. Denkt man daran, wie General Rieger auf dem Asperg den Dichter Schubart ebenfalls für solche Zwecke verwendete, während er sonst Schubarts dichterische Neigung, die wie auch auf der Karlschule als „Contreband“ galt, niederzuhalten bestrebt war, so wird die Sache schon etwas erklärlicher. Erinnerung man sich ferner, wie gerade die Zöglinge der Karlschule, so viel an ihnen lag, stets das Ihrige zur Verherrlichung der akademischen Festlichkeiten, der Geburtstage des Herzogs und der Herzogin u. s. w., beitragen mußten, so gewinnt diese Ueberlieferung immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Dazu kommt noch, daß die Dichtergabe Schillers dem Herzog sehr wohl bekannt war. Bekanntlich hatte Herzog Karl im Jahre 1774 den Befehl erlassen, es solle jeder der älteren Zöglinge von sich selbst wie von den Genossen seiner Abteilung eine Schilderung entwerfen. Da reden denn nicht weniger als 20 der von Schloßberger publizierten 31 Originalien von Schillers großem und besonderem Hange zur Dichtkunst und zu den schönen Wissenschaften. So schreibt einer: „Seine große Einbildungskraft ist Ursache, daß er zur Poesie sehr große Lust hat.“ Ein anderer bemerkt: „Seine Hauptneigung geht mit allem Eifer auf die Poesie und nichts ist im Stande, ihn davon abzubringen.“ „An der Poesie hat er sein größtes Vergnügen“ urteilte ein dritter. Daneben wird auch öfters bemerkt, daß Schiller mit seinem gegenwärtigen Schicksal unzufrieden sei ¹⁾. Diese letzte

¹⁾ Weltrich, Fr. Schiller. Geschichte seines Lebens 2c. I, 146 f.

Bemerkung ist außerordentlich bedeutsam und für das Verständnis der erwähnten Uebersetzung von besonders großer Wichtigkeit. Doch zunächst lasse ich die Stelle, die ich im Auge habe, selbst folgen. Sie lautet: „Bei vertraulichen Abendgesprächen liebte Schiller von seinem Aufenthalt in der Militärakademie zu reden, und von den Vorfällen, die ihm am interessantesten waren. Seiner Komödie, die er auf das Geburtsfest der Gräfin Franziska gnädigst befohlenermaßen verfertigt und worin er die akademische und Universitätsfreiheit nebeneinander stellte, erinnerte er sich oft mit großem Vergnügen. Obrist Seeger habe sie ihm mehreremal zurückgegeben und ihm befohlen, er solle das Leben in der Militärakademie mehr ins Licht und das auf Universitäten in starken Schatten stellen: jedesmal sei der Kontrast zwischen beiden größer geworden, aber immer zum Vorteil der Universitäten.“

Diese Mitteilung rührt, wie bekannt, von Schillers Tischgenossen und Hausfreund in Jena, dem als späteren Dekan von Alen (Württemberg) verstorbenen M. Görig, her. Görig' Bericht erschien, wie gleichfalls bekannt, im Morgenblatt 1838 in seinem Aufsatz „Schiller in Jena“. Dieser Aufsatz ist freilich erst nach Görig' Tode erschienen; aber es liegt deshalb kein Grund vor, an dessen Richtigkeit zu zweifeln. Vielmehr haben sich seine Mitteilungen als durchaus zuverlässig erwiesen. W. Fielitz urteilt darüber: „Görig' Berichte mögen etwas drastisch gehalten sein, aber auf Wahrheit beruhen sie, denn in vielen Nebenumständen erweisen sie sich als richtig“¹⁾.

¹⁾ Fielitz: Schiller und Lotte, III^a, 43 Anm. 2; vgl. I, 299 Anm. 2.

Auch J. Minor schreibt den Görzischen Berichten völlige Glaubwürdigkeit zu¹⁾; nur hier glaubt er eine Ausnahme sehen zu müssen und zweifelt stark an der Richtigkeit der Ueberlieferung. Er bezeichnet die Komödie als „angebliche“. Er stellt sie aber zusammen mit einem andern Festspiel, das im Jahre 1779 am Geburtstag des Herzogs aufgeführt wurde und den Titel führt: „Die Zurückkunft aus der Akademie oder der Triumph der Dankbarkeit, ein Lustspiel“. Von diesem letzteren Stück vermutet nun Minor, daß es wohl identisch sein könnte mit dem bei Wagner I, 271 citierten Lustspiel „Die Zurückkunft aus Surinam oder der Triumph der Dankbarkeit“²⁾. Ich glaube, die Sache verhält sich anders. Das bei Wagner citierte Stück ist wohl das von Müllner nach Voltaire bearbeitete Lustspiel: „Die Zurückkunft aus Surinam“ (3 Akte)³⁾ und hat mit dem erwähnten Stück nichts zu thun. Vielmehr ist „Die Zurückkunft aus der Akademie zc.“ wohl zweifellos ein Produkt eines Akademikers, über dessen Ursprung sich allerlei vermuten läßt. Ob es nicht gar an Stelle der Schillerschen „Komödie“ aufgeführt wurde? Nun, ich will auf diese Frage nicht weiter eingehen; sicher aber folgt aus der Thatsache, daß ein solches Stück in der Akademie aufgeführt wurde, die Möglichkeit ja Wahrscheinlichkeit, daß auch Schiller, der so häufig den Festredner und -Dichter⁴⁾ machen

1) J. Minor: Schiller zc. I, 549.

2) Minor I, 563.

3) Vgl. meine Ausgabe von Schillers Kalender S. 270 unter „Mädchen von Surinam“.

4) Göbcke I, 45 ist ein andres Festspiel Schillers, „Der Jahrmart“ betitelt, erwähnt. Auch von diesem ist nichts mehr vorhanden.

mußte, ein solches Thema aufgegeben wurde. Oder warum sollte nicht auch gerade ihm, dessen dichterische Begabung allbekannt war, ein solcher Auftrag gegeben worden sein? Das erwähnte Lustspiel ihm selbst zuzuschreiben, ist natürlich unmöglich, weil es, wenn es Schiller ausgeführt hätte, wohl sicher bekannt wäre.

Aber wie steht es nun mit dem von Seeger wiederholt zurückgewiesenen Stück Schillers? Vorhanden ist von demselben nichts mehr, obgleich man sollte annehmen können, daß von den verschiedenen Bearbeitungen desselben doch noch irgend etwas sich erhalten hätte. In den alten Akten der Karlschule scheint sich ebenfalls nichts mehr davon vorgefunden zu haben; es wäre wohl sonst längst veröffentlicht worden. Auch ist eine öffentliche Anfrage von mir ganz ohne Erfolg geblieben. Es scheint also völlig ausgeschlossen, daß je noch eine dieser „Komödien“, oder auch nur ein Bruchstück derselben ans Tageslicht komme. Allein trotzdem liegt, wie mir scheint, kein Grund vor, die Görizsche Mitteilung zu bezweifeln. Innere Gründe sprechen nämlich für die Sache. Es hatte doch offenbar Göriz absolut keinen Anlaß, irgendwie à la Demler Lügen zu erfinden. Höchstens könnte man daran sich stoßen, daß Göriz berichtet, der Intendant Seeger habe Schiller die „Komödie“ wieder zurückgegeben u.; allein da ist doch sicher anzunehmen, daß Seeger nur im Auftrag des Herzogs gehandelt hat.

Nun aber noch eine andre Frage: Ist nicht etwa in den Werken Schillers irgendwo noch eine Spur von dieser Komödie zu finden? Sehen wir uns einmal genauer um! Im Jahr 1775 schrieb Schiller sein Trauerspiel „Der Student von Nassau“, das den

Selbstmord eines aus Nassau gebürtigen Studenten, wie es scheint, im Stile von Goethes Werther behandelte. Vielleicht benützte Schiller dieses Thema auch dazu, um den Unterschied zwischen Akademie und eigentlicher Hochschule darzulegen und so seiner eigenen Unzufriedenheit Ausdruck zu geben. An Gelegenheit fehlte es ihm in diesem Stücke sicherlich nicht. Freilich haben wir über diese Jugendarbeit auch nur einen einzigen Bericht, wie bei der verschollenen „Komödie“ und zwar merkwürdigerweise auch von einem Schwaben, der in Jena mit Schiller verkehrte, nämlich von Conz. Dieser schreibt im Morgenblatt 1807: „Der Student von Nassau hieß die erste Tragödie Schillers. Mit Lächeln erzählte mir Schiller dies selbst, bei meinem Aufenthalt in Jena, wo ich seines Umgangs oft genoß . . .“ Er führte die Nachricht, die er aus einer Zeitung empfang, „mit allen ihm entgegenkommenden Beziehungen“ aus. „Freilich sprach er damals als von einer höchst unvollkommenen, im ganzen mißlungenen Jugendarbeit davon; indes bedauerte er doch, das Stück früh schon ganz vernichtet zu haben, indem er mehrere mit erster glühender Wärme des Gefühls entworfene und ausgeführte Situationen vielleicht noch als Mann, meinte er, benutzen könnte¹⁾.“

Vergleicht man diese Mitteilung von Conz mit dem Bericht von Göriz über die „Komödie“, so findet sich trotz großer Verschiedenheit auch wieder manche auffallende Uebereinstimmung zwischen beiden. So be-

¹⁾ Göbete, Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe I, 38.

handeln nach diesen Berichten offenbar beide Stücke das akademische Leben, und wiederum, wie merkwürdig, beide Berichte gehen direkt auf Äußerungen Schillers zurück. Jedesmal erzählt der Dichter mit Behagen von diesen seinen Jugendarbeiten und jedesmal geht der betreffende Bericht auf die Jenaer Zeit zurück. Man könnte da fast auf den Gedanken kommen, beide Berichte weisen im Grunde nur auf eine Arbeit, auf ein Schauspiel, hin und die Bezeichnung der Stücke als „Komödie“ oder „Tragödie“ beruhen bei Göriz auf einer Verwechslung bezw. Gedächtnisfehler: Conz schrieb 1807 und Göriz' Bericht erschien 1838. Freilich ein Hauptunterschied ist der Anlaß, welcher bei den beiden Stücken ein absolut verschiedener ist. Dieser eine Umstand genügt aber, um die Verschiedenheit der beiden Stücke festzustellen. Auch ist es undenkbar, daß die Geschichte des Studenten von Nassau in einer „Komödie“ hätte verarbeitet werden können. —

Aber sollten sich nicht sonst Spuren der „Komödie“ finden? Nach dem Berichte von Göriz hatte der Dichter das Thema verschiedene Male zu bearbeiten gehabt. Jedesmal wurde seine Arbeit zurückgewiesen. Was mag das für Gedanken in ihm erregt haben? Mußte diese Zurückweisung ihn nicht erst recht in seiner Anschauung bestärken? Mußte er dadurch nicht gerade zur vollen Ueberzeugung kommen, daß er recht habe? Daß die Universitätsfreiheit eine ganz andre sei als die auf der Militärakademie?

Diese Universitätsfreiheit war ihm wohl bekannt. Sein Räuber Moor ist Beweis dafür. Er läßt ihn an der Universität in Leipzig studieren und dort tolle

künftigen Beruf anzusehen sich gewöhnt hatte, aufgeben mußte, sah er sich nach nochmaligem Wechsel des Studiums endlich in einer untergeordneten Stellung voll Entbehrung und Beschränkung. Das war das Ende seiner hochgespannten Erwartung. Und nun kam noch das Schwerste und Härteste für den jungen Dichter, das Verbot seinem Schmerze in der Dichtung Ausdruck zu geben. Das ging über seine Kraft, das hielt er nicht aus: er floh. Welch gärende Gedanken, die zum Durchbruch kommen wollten, hatte er bis dahin niederhalten müssen! Wie oft das Freiheitsgefühl, das in ihm weit mächtiger als in irgend einem andern lebte, unterdrücken müssen! Wie oft mag er andre beneidet haben, die frei nach ihres Herzens Lust ihr Studium hatten wählen dürfen!

Eine unbekannte „Komödie“ Schillers.

Wenn Schiller an seine früheren Mitschüler, an Conz u. a., dachte und einen Vergleich anstellte zwischen der Karlsakademie und der Tübinger Hochschule, die er, wenn es nach seinem und seiner Eltern Wunsch gegangen wäre, hätte beziehen dürfen, wie sehr mußte dieser Vergleich zu Gunsten der Universität Tübingen ausfallen! Auch wenn er die dortigen Verhältnisse zumal im theologischen Stift nicht näher kannte, so genügte allein schon der Zwang, der ihn an die Karlschule fesselte, um Tübingen für ihn in schönerem Lichte erscheinen zu lassen. Das ist ganz zweifellos.

Wie sich Schiller darüber ausgesprochen, das wissen wir nicht mehr; aber daß er sich darüber geäußert, das ist ziemlich sicher bezeugt. Er soll nämlich noch als Akademiker veranlaßt worden sein, seine Gedanken darüber in einer besonderen Arbeit, in einer zu einer Festschauung bestimmten — Komödie zum Ausdruck zu bringen. Das wundert uns sehr, wenn man erwägt, daß der Herzog Karl jede freiere, zumal dichterische Regung zu unterdrücken suchte, so gut es ging. Und hier nun soll er — denn ohne seine Erlaubnis war die Sache überhaupt nicht denkbar — einen jungen Zögling zum Dichten geradezu aufgefordert und so die in diesem

ruhende Neigung noch ganz besonders genährt haben! Das klingt an und für sich wenig glaublich. Aber das war eben eine Ausnahme. Es hatte seinen ganz besonderen Zweck. Denkt man daran, wie General Rieger auf dem Asperg den Dichter Schubart ebenfalls für solche Zwecke verwendete, während er sonst Schubarts dichterische Neigung, die wie auch auf der Karlschule als „Contreband“ galt, niederzuhalten bestrebt war, so wird die Sache schon etwas erklärlicher. Erinnerung man sich ferner, wie gerade die Zöglinge der Karlschule, so viel an ihnen lag, stets das Jhrige zur Verherrlichung der akademischen Festlichkeiten, der Geburtstage des Herzogs und der Herzogin u. s. w., beitragen mußten, so gewinnt diese Ueberlieferung immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Dazu kommt noch, daß die Dichtergabe Schillers dem Herzog sehr wohl bekannt war. Bekanntlich hatte Herzog Karl im Jahre 1774 den Befehl erlassen, es solle jeder der älteren Zöglinge von sich selbst wie von den Genossen seiner Abteilung eine Schilderung entwerfen. Da reden denn nicht weniger als 20 der von Schloßberger publizierten 31 Originalien von Schillers großem und besonderem Hange zur Dichtkunst und zu den schönen Wissenschaften. So schreibt einer: „Seine große Einbildungskraft ist Ursache, daß er zur Poesie sehr große Lust hat.“ Ein anderer bemerkt: „Seine Hauptneigung geht mit allem Eifer auf die Poesie und nichts ist im Stande, ihn davon abzubringen.“ „An der Poesie hat er sein größtes Vergnügen“ urtheilte ein dritter. Daneben wird auch öfters bemerkt, daß Schiller mit seinem gegenwärtigen Schicksal unzufrieden sei¹⁾. Diese letzte

¹⁾ Weltrich, Fr. Schiller. Geschichte seines Lebens 2c. I, 146 f.

Bemerkung ist außerordentlich bedeutsam und für das Verständnis der erwähnten Ueberlieferung von besonders großer Wichtigkeit. Doch zunächst lasse ich die Stelle, die ich im Auge habe, selbst folgen. Sie lautet: „Bei vertraulichen Abendgesprächen liebte Schiller von seinem Aufenthalt in der Militärakademie zu reden, und von den Vorfällen, die ihm am interessantesten waren. Seiner Komödie, die er auf das Geburtsfest der Gräfin Franziska gnädigst befohlenermaßen verfertigt und worin er die akademische und Universitätsfreiheit nebeneinander stellte, erinnerte er sich oft mit großem Vergnügen. Obrist Seeger habe sie ihm mehreremal zurückgegeben und ihm befohlen, er solle das Leben in der Militärakademie mehr ins Licht und das auf Universitäten in starken Schatten stellen: jedesmal sei der Kontrast zwischen beiden größer geworden, aber immer zum Vorteil der Universitäten.“

Diese Mitteilung rührt, wie bekannt, von Schillers Tischgenossen und Hausfreund in Jena, dem als späteren Dekan von Alen (Württemberg) verstorbenen M. Görig, her. Görig' Bericht erschien, wie gleichfalls bekannt, im Morgenblatt 1838 in seinem Aufsatz „Schiller in Jena“. Dieser Aufsatz ist freilich erst nach Görig' Tode erschienen; aber es liegt deshalb kein Grund vor, an dessen Richtigkeit zu zweifeln. Vielmehr haben sich seine Mitteilungen als durchaus zuverlässig erwiesen. W. Fielitz urteilt darüber: „Görig' Berichte mögen etwas drastisch gehalten sein, aber auf Wahrheit beruhen sie, denn in vielen Nebenumständen erweisen sie sich als richtig“¹⁾.

¹⁾ Fielitz: Schiller und Lotte, III⁸, 43 Anm. 2; vgl. I, 299 Anm. 2.

Auch J. Minor schreibt den Görig'schen Berichten völlige Glaubwürdigkeit zu¹⁾; nur hier glaubt er eine Ausnahme sehen zu müssen und zweifelt stark an der Wichtigkeit der Ueberlieferung. Er bezeichnet die Komödie als „angebliche“. Er stellt sie aber zusammen mit einem andern Festspiel, das im Jahre 1779 am Geburtstag des Herzogs aufgeführt wurde und den Titel führt: „Die Zurückkunft aus der Akademie oder der Triumph der Dankbarkeit, ein Lustspiel“. Von diesem letzteren Stück vermutet nun Minor, daß es wohl identisch sein könnte mit dem bei Wagner I, 271 citierten Lustspiel „Die Zurückkunft aus Surinam oder der Triumph der Dankbarkeit“²⁾. Ich glaube, die Sache verhält sich anders. Das bei Wagner citierte Stück ist wohl das von Müllner nach Voltaire bearbeitete Lustspiel: „Die Zurückkunft aus Surinam“ (3 Akte)³⁾ und hat mit dem erwähnten Stück nichts zu thun. Vielmehr ist „Die Zurückkunft aus der Akademie zc.“ wohl zweifellos ein Produkt eines Akademikers, über dessen Ursprung sich allerlei vermuten läßt. Ob es nicht gar an Stelle der Schiller'schen „Komödie“ aufgeführt wurde? Nun, ich will auf diese Frage nicht weiter eingehen; sicher aber folgt aus der Thatsache, daß ein solches Stück in der Akademie aufgeführt wurde, die Möglichkeit ja Wahrscheinlichkeit, daß auch Schiller, der so häufig den Festredner und =Dichter⁴⁾ machen

¹⁾ J. Minor: Schiller zc. I, 549.

²⁾ Minor I, 563.

³⁾ Vgl. meine Ausgabe von Schillers Kalender S. 270 unter „Mädchen von Surinam“.

⁴⁾ Göbete I, 45 ist ein andres Festspiel Schillers, „Der Jahrmarkt“ betitelt, erwähnt. Auch von diesem ist nichts mehr vorhanden.

mußte, ein solches Thema aufgegeben wurde. Oder warum sollte nicht auch gerade ihm, dessen dichterische Begabung allbekannt war, ein solcher Auftrag gegeben worden sein? Das erwähnte Lustspiel ihm selbst zuzuschreiben, ist natürlich unmöglich, weil es, wenn es Schiller ausgeführt hätte, wohl sicher bekannt wäre.

Aber wie steht es nun mit dem von Seeger wiederholt zurückgewiesenen Stück Schillers? Vorhanden ist von demselben nichts mehr, obgleich man sollte annehmen können, daß von den verschiedenen Bearbeitungen desselben doch noch irgend etwas sich erhalten hätte. In den alten Akten der Karlschule scheint sich ebenfalls nichts mehr davon vorgefunden zu haben; es wäre wohl sonst längst veröffentlicht worden. Auch ist eine öffentliche Anfrage von mir ganz ohne Erfolg geblieben. Es scheint also völlig ausgeschlossen, daß je noch eine dieser „Komödien“, oder auch nur ein Bruchstück derselben ans Tageslicht komme. Allein trotzdem liegt, wie mir deucht, kein Grund vor, die Görizsche Mitteilung zu bezweifeln. Innere Gründe sprechen nämlich für die Sache. Es hatte doch offenbar Göriz absolut keinen Anlaß, irgendwie à la Demler Lügen zu erfinden. Höchstens könnte man daran sich stoßen, daß Göriz berichtet, der Intendant Seeger habe Schiller die „Komödie“ wieder zurückgegeben zc.; allein da ist doch sicher anzunehmen, daß Seeger nur im Auftrag des Herzogs gehandelt hat.

Nun aber noch eine andre Frage: Ist nicht etwa in den Werken Schillers irgendwo noch eine Spur von dieser Komödie zu finden? Sehen wir uns einmal genauer um! Im Jahr 1775 schrieb Schiller sein Trauerspiel „Der Student von Nassau“, das den

Selbstmord eines aus Nassau gebürtigen Studenten, wie es scheint, im Stile von Goethes Werther behandelte. Vielleicht benützte Schiller dieses Thema auch dazu, um den Unterschied zwischen Akademie und eigentlicher Hochschule darzulegen und so seiner eigenen Unzufriedenheit Ausdruck zu geben. An Gelegenheit fehlte es ihm in diesem Stücke sicherlich nicht. Freilich haben wir über diese Jugendarbeit auch nur einen einzigen Bericht, wie bei der verschollenen „Komödie“ und zwar merkwürdigerweise auch von einem Schwaben, der in Jena mit Schiller verkehrte, nämlich von Conz. Dieser schreibt im Morgenblatt 1807: „Der Student von Nassau hieß die erste Tragödie Schillers. Mit Lächeln erzählte mir Schiller dies selbst, bei meinem Aufenthalt in Jena, wo ich seines Umgangs oft genoß. . .“ Er führte die Nachricht, die er aus einer Zeitung empfing, „mit allen ihm entgegenkommenden Beziehungen“ aus. „Freilich sprach er damals als von einer höchst unvollkommenen, im ganzen mißlungenen Jugendarbeit davon; indes bedauerte er doch, das Stück früh schon ganz vernichtet zu haben, indem er mehrere mit erster glühender Wärme des Gefühls entworfene und ausgeführte Situationen vielleicht noch als Mann, meinte er, benutzen könnte¹⁾.“

Vergleicht man diese Mitteilung von Conz mit dem Bericht von Göriz über die „Komödie“, so findet sich trotz großer Verschiedenheit auch wieder manche auffallende Uebereinstimmung zwischen beiden. So be-

¹⁾ Göbcke, Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe I, 38.

handeln nach diesen Berichten offenbar beide Stücke das akademische Leben, und wiederum, wie merkwürdig, beide Berichte gehen direkt auf Aeußerungen Schillers zurück. Jedesmal erzählt der Dichter mit Behagen von diesen seinen Jugendarbeiten und jedesmal geht der betreffende Bericht auf die Jenaer Zeit zurück. Man könnte da fast auf den Gedanken kommen, beide Berichte weisen im Grunde nur auf eine Arbeit, auf ein Schauspiel, hin und die Bezeichnung der Stücke als „Komödie“ oder „Tragödie“ beruhen bei Göriz auf einer Verwechslung bezw. Gedächtnisfehler: Conz schrieb 1807 und Göriz' Bericht erschien 1838. Freilich ein Hauptunterschied ist der Anlaß, welcher bei den beiden Stücken ein absolut verschiedener ist. Dieser eine Umstand genügt aber, um die Verschiedenheit der beiden Stücke festzustellen. Auch ist es undenkbar, daß die Geschichte des Studenten von Nassau in einer „Komödie“ hätte verarbeitet werden können. —

Aber sollten sich nicht sonst Spuren der „Komödie“ finden? Nach dem Berichte von Göriz hatte der Dichter das Thema verschiedene Male zu bearbeiten gehabt. Jedesmal wurde seine Arbeit zurückgewiesen. Was mag das für Gedanken in ihm erregt haben? Mußte diese Zurückweisung ihn nicht erst recht in seiner Anschauung bestärken? Mußte er dadurch nicht gerade zur vollen Ueberzeugung kommen, daß er recht habe? Daß die Universitätsfreiheit eine ganz andre sei als die auf der Militärakademie?

Diese Universitätsfreiheit war ihm wohl bekannt. Sein Räuber Moor ist Beweis dafür. Er läßt ihn an der Universität in Leipzig studieren und dort tolle

Streiche verüben. Spiegelberg erzählt (I, 2), wie Moor „zur Revanche“ dafür, daß „die Herren vom Kollegio“ seiner Dogge ein Bein abschließen ließen, ein Fasten in der ganzen Stadt ausschreiben und zu dem Zweck alles Fleisch aufkaufen ließ. Als nun der Magistrat und die Bürgerschaft Rache „düffelte“, erhoben sich 1700 Studenten und verhinderten durch ihr mannhaftes Auftreten ein Einschreiten der Obrigkeit. Darauf veranstalteten der „verreckten“ Dogge gegen 1000 Bursche eine feierliche Beisetzung. „Eine Laterne in der einen Hand, den Kaufbegen in der andern“ so zogen sie des Nachts durch die Straßen der Stadt.

Der „verkappte“ Hermann erwähnt (II, 2) nochmals, daß Moor in Leipzig studiert habe.

Ob Karl Moor durch Zachariäs Renommist (1744) etwas beeinflusst ist in diesem Punkte, mag dahingestellt bleiben. Aber doch darf daran erinnert werden, daß der Held von Zachariäs Heldengedicht, der gewaltige „Kaufbold“, auch wie Karl Moor, nachdem er in Jena und dann ebenfalls in Leipzig seine „Stänkereien“ verübt, der Universität Leipzig den Rücken kehren mußte. Vermutlich führte Schiller die Kenntnis des Leipziger Studentenauftritts vom Jahr 1768 auf seine Schilderung der Leipziger Studentestreiche. Auch Goethe kannte, ja erlebte zum Teil jenen Aufbruch, den er in „Dichtung und Wahrheit“ darstellte, freilich viel harmloser, als er in Wirklichkeit war¹⁾.

Der Universitätsfreiheit gedenkt Schiller auch noch später in Wallensteins Lager. Dort (7. Auftritt) erzählt

¹⁾ Vgl. Goethe-Jahrb. 1894 (15. Bd.) S. 206.

er, wie Wallenstein „zu Altdorf im Studententragen“ es „ein wenig locker und burschikos“ trieb¹⁾.

Aber auch der Akademie erwähnt der Dichter einmal und zwar gerade in dem Stück, das das Stuttgarter Hofleben geißelte, in *Kabale und Liebe*. Dort (III, 1) sagt Wurm über Ferdinand: „Die Grundsätze, die er aus Akademien hieher brachte, wollten mir gleich nicht recht einleuchten. Was sollten auch die phantastischen Träumereien von Seelengröße und persönlichem Adel an einem Hof, wo . . .“ Mit dieser Akademie ist zweifellos die Militärakademie gemeint, Herzog Karls eigenste Schöpfung. In dieser Stelle spricht Schiller ein anerkennendes Urteil über die Anstalt aus, der er im Grunde eben doch seine Bildung verdankte. Zweifellos hat er damit einen besonderen Zweck verfolgt. Er hoffte wohl sich dadurch den Herzog geneigter zu machen, wenn er seiner Schöpfung in ehrender Weise gedachte. Ob dies wohl der Fall war?

Die Erörterung dieser Fragen führt unwillkürlich zu der andern Frage: Was war für Schiller günstiger, die Akademie oder die Universität? Minor ist entschieden der Ansicht, daß er in der Akademie zweifellos am besten geborgen gewesen sei: „nicht in einem dunklen und schmutzigen Klostergebäude, in welchem an 200 junge Leute in einem Duzend enger Zimmer untergebracht waren; nicht an das Pult gefesselt in der Zeit, in welcher der Körper sich entwickeln soll; und nicht im engsten Gesichtskreis festgehalten, als Schwaben unter Schwaben, um künftig in Schwaben als ein „Tübinger Magister-

¹⁾ Nebenbei sei bemerkt, daß auch in „Don Karlos“ von Alkalas hoher Schule öfters die Rede ist.

lein' zu versauern" ¹⁾). Minor geht mit dieser Annahme, glaube ich, zu weit. Einmal ist dieses Kloster, das Stift, nicht dunkel, sondern es befindet sich in freundlichster Lage am Neckar. Die Zimmer desselben sind licht und hell und gewähren eine prächtige Aussicht auf den Fluß und die ganze Umgebung. Sodann waren die Stiftler damals so wenig wie heute „im engsten Gesichtskreis festgehalten“. Das war nur der Fall „in den öffentlichen Gebetsstunden, in den Kollegien und etwa zu Tische“. Am Arbeitspulte war der junge Mann so ziemlich Herr über seine Gedanken, und der freien Entfaltung seiner Naturanlagen war nicht dieselbe Zwangsjacke angelegt wie dem Körper. So urteilte schon G. Schwab ²⁾, der die alten Stiftseinrichtungen genau kannte. Sein Urteil wird indes auch durch die bekannte Thatsache bestätigt, daß aus dem Stift auch Dichter wie Conz und Balthasar Haug hervorgegangen sind. Zu dem schwäbischen Musenalmanach von Stäudlin hatten die Tübinger Stiftler das meiste beigetragen. Lang sagt in seinem Aufsatz „Graf Reinhard als deutscher Dichter“: „Zur gleichen Zeit erlebten die hohe Karlschule in Stuttgart und das Tübinger Stift ihre ‚Poesie- und Genieperiode‘. Hier wie dort beförderte das enge Zusammenleben in den Jahren der Freundschaftsempfindung solch gemeinschaftlichen Geniusflug: man übte sich im Wettstreit der Kräfte und unternahm gemeinsam die ersten Versuche, auszuschwärmen ³⁾.“ So erschienen schon im Jahr

¹⁾ N. a. D. I, 98.

²⁾ Schillers Leben (1840) S. 37.

³⁾ S. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte v. B. Seuffert VI, 252.

1751 „Schwäbische Gedichte“ zumeist von dem Stiffler G. J. Duttenhofer. Zwei Jahre nachher folgte eine Sammlung: „Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart“. Die Verfasser waren ebenfalls zumeist Stiffler. Mit einem Vorwort versehen und herausgegeben war die Sammlung von dem damaligen Lehrer der Dichtkunst an der Tübinger Hochschule, Professor J. G. Faber¹⁾.

Aus all diesen Thatfachen läßt sich der Schluß ziehen, daß Schiller im Stift in ruhigerer, viel weniger behinderter Weise seinen Weg hätte gehen können. Die Sturm- und Drangperiode wäre ihm freilich auch da nicht erspart geblieben. Aber er wäre nicht gezwungen gewesen, um ungestört dichten zu können, sich krank zu melden. Niemand hätte ihm da verboten Komödien zu schreiben²⁾. Er wäre mit seinem Herzog nicht in so

¹⁾ Vgl. Wilhelm Lang: Von und aus Schwaben. Siebentes Heft: G. D. Hartmann. (Stuttgart, 1890.) S. 5 ff. Vgl. dazu Minor, Schiller I, 120.

²⁾ Daß die Pflege der Poesie im Stift gestattet, ja bis zu einem gewissen Grade verlangt war, zeigt das dem bekannten Grafen Reinhard 1783 bei seiner theologischen Dienstprüfung ausgestellte Zeugnis. Dasselbe lautet: In Poesi praesertim feliciter versatus. S. Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. N. F. II, 84: „Lang: Die Jugendjahre des Grafen Reinhard.“ — In einer Klostergeschichte jener Zeit — (Seibold), Hartmann eine Klostergeschichte 1778. S. 155 — ist sogar die Klage zu vernehmen, daß die Stiffler bereits mit den neuen Dichtern bekannter seien, als mit den alten, so daß Württemberg in Gefahr stehe, schöne Geister zu Pfarrern zu bekommen, die in Empfindungen zerschmelzen und die Gesellschaften mit Liedern unterhalten. S. Lang a. a. D. S. 67. Danach wäre wahrhaftig das Stift der geeignetste Platz für den jungen Schiller gewesen.

Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben.

nahe Berührung gekommen. So hätte er auch nicht die Flucht ergreifen müssen. Und überhaupt hätte sein Leben einen ruhigeren, geordneteren Verlauf genommen, was für seine Gesundheit von wesentlicher Bedeutung gewesen wäre.

Doch es möge an diesen paar Andeutungen genügen. Es ist eine zu müßige Sache, sich mit solchen Erörterungen weiter abzugeben.

Möllers „Sophie oder der gerechte Fürst“.

Von unzweifelhaftem Einfluß auf Schillers Jugenddichtung war Heinrich Ferdinand Möllers Schauspiel „Sophie oder der gerechte Fürst“. Dasselbe war nach Gödokes Grundriß¹⁾ im Jahr 1777 in Leipzig erschienen und hatte noch in demselben Jahre eine zweite Auflage erlebt. Es war offenbar ein gutes Zugstück und wurde z. B. in Stuttgart sogar von den Akademisten aufgeführt und zwar zuerst in dem im Jahre 1779 von Hauptmann Fischer neuerbauten Komödienhaus am 10. Januar 1780 zur Feier des Geburtsfestes der Herzogin Franziska. Dabei spielte wohl auch Schiller selbst mit²⁾. Sodann wurde das Stück bei einer ganz außerordentlichen Gelegenheit, nämlich bei der Einweihung der Hohen Karls-Schule, am 15. Februar 1782 gespielt. Die Stuttgarter privilegierte Zeitung vom 22. Februar berichtet darüber: „In dem großen Opernhaus wurde das teutsche Schauspiel Sophie, oder der gerechte Fürst, mit einem auf das höchste Geburtsfest Seiner Herzoglichen Durchlaucht besonders gerichteten Prolog und Epilog nebst einem damit verbundenen großen Ballet aufgeführt“³⁾.

¹⁾ Gödcke, Grundriß IV (1891) S. 256.

²⁾ S. Wagner, Geschichte der Karlschule I, 71 u. 271.

³⁾ Vgl. Wagner a. a. D. I, 514.

Leider ist, wie es scheint, der erwähnte Prolog und Epilog nicht mehr vorhanden. Das ist sehr zu bedauern. Denn ohne Zweifel sind darin die Beziehungen des Stückes auf den Herzog Karl Eugen und seinen Hof verwertet gewesen.

Das Stück wurde, wie es scheint, in Stuttgart überhaupt in kürzerer Zeit neunmal aufgeführt, wenn anders das bei Wagner¹⁾ notierte Schauspiel „Sophie“ (ohne weitere Bezeichnung) mit unserm Stück identisch ist, was immerhin sehr wahrscheinlich ist. Ja, es erschien in Stuttgart sogar ein besonderer Druck desselben bei Christoph Gottfried Mäntler 1779, derselben Firma, für welche Schiller nachher die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ redigierte. Der genaue Titel der von Gödke nicht erwähnten Ausgabe dieses Schauspiels lautet: Sophie oder der gerechte Fürst. Ein Originalschauspiel in drey Aufzügen von dem Verfasser des Grafen von Waltron, Heinrich Ferdinand Möller, Mitglied der Seilerischen Schauspielergesellschaft. Stuttgart, zu finden bei Christoph Gottfried Mäntler, Buchdrucker, 1779. Sodann hat Mäntler später das Stück auch in seine „Sammlung von Theaterstücken“ (1781) aufgenommen.

Offenbar wurde das Stück in Stuttgart viel begehrt — wahrscheinlich auch gerade infolge der verschiedenen Aufführungen desselben im „Komödienhaus“ —, so daß sich Mäntler zu einem Nachdruck entschloß. Und was ist denn so merkwürdiges an dem Stück, daß es die Stuttgarter so eifrig lasen? Nun, die Sache ist einfach. Der Inhalt des Möllerschen Stückes paßte

¹⁾ N. a. D. I, 539.

so vortrefflich auf die Stuttgarter Verhältnisse, daß es uns nicht wunder nimmt, wenn es dort zog. Das Personenverzeichnis desselben enthält die Notiz: „Die Scene ist die Haupt- und Residenzstadt eines Fürsten in Deutschland“. Das erregte schon die Neugier. Und nun das Stück selbst. Da finden wir einen Fürsten, der viel von Erziehung redet und darin an Herzog Karl Eugen erinnerte, ferner einen General, der Krieger ähnelte; ja sogar der „erste Pasquillenschreiber von Europa“ fehlt nicht. Wer dachte bei diesem nicht unwillkürlich an Schubart?

Dieser allgemeine Hinweis möge zunächst genügen, um die Annahme zu rechtfertigen, daß der Stuttgarter Zuhörer oder Leser des Stücks glaubte, daß es Stuttgarter Zustände behandle. In Wirklichkeit fußt das Stück auf einer Wiener Begebenheit, wie Erich Schmidt in der Allgemeinen Deutschen Biographie bemerkt. Die Geschichte wurde auch später im 9. Heft der Thalia 1790 als Anekdote von M (= Huber) wiedererzählt. Dort wird ein wegen Bigamie bei der Kaiserin Theresia von seiner ersten Frau verklagter ungarischer Edelmann durch die Hochherzigkeit seiner zweiten Frau gerettet. Diese letztere hatte er als preußischer Gefangener in Magdeburg kennen gelernt und geheiratet, ohne ihr von seinen Verhältnissen etwas zu entdecken. Sie gab sich jetzt vor Gericht aus Liebe zu ihm freiwillig als seine — Maitresse aus. So kam sie statt des Barons ins Zuchthaus. Dasselbst fand sie an dem Zuchthausverwalter einen sehr humanen Beamten, der bald erkannte, wie es mit seiner Gefangenen stand. Er gewährte ihr daher insgeheim alle möglichen Freiheiten. Nun starb

die erste Frau des Barons und jetzt fühlte der Bigamist Verlangen nach seiner zweiten Frau. Er entdeckte daher alles offen der Kaiserin und so lief alles für ihn gut ab. Seine zweite Frau zog wieder zu ihm, war aber nicht mehr besonders glücklich. Später wurde der Herr Baron „wegen vielfältiger Dienstvergehen“ (?) abgesetzt. So die Anekdote in der Thalia. Offenbar ist darin viel Romanhaftes enthalten, Wahrheit und Dichtung gemischt.

Dieser Geschichte liegt auch Möllers Rührstück im großen Ganzen zu Grunde. Im einzelnen weicht Möller aber von seiner Vorlage ab. Er hat besonders — und darin erkennt man den Schauspieler, der wußte, was das große Publikum liebte — die Szenen im Zucht-
haus ganz breit geschlagen. Er läßt dahin den Kaiser — die Kaiserin spielt im Stück keine Rolle — kommen und dort wird ihm u. a. eben jene Gefangene vorgeführt. Sie erzählt ihm ihre ganze Leidens- und Liebesgeschichte. Der Fürst wird dadurch gerührt. Broschalka — so heißt der Doppelgemahl — wird mit seiner ersten Frau vor den Fürsten gerufen. Er gesteht, schiebt aber die Hauptschuld auf seine erste Frau. Darauf allgemeine Verzeihung, nur die erste Gemahlin ist ausgeschlossen, sie allein muß den Sündenbock machen. Zum Schluß geht Sophie unter allgemeiner Rührung in ein Kloster.

Und nun erst, nachdem der Ursprung und die Entstehung des Stücks genauer erörtert ist, ist es möglich auch die Beziehungen bezw. den Einfluß desselben auf Schiller genauer darzustellen.

Diese Einwirkung war zunächst, wie erwähnt, eine weitgehende, allgemeine, da das Stück ganz merkwürdige,

freilich rein zufällige Beziehungen auf die Stuttgarter Hofverhältnisse darbot. Und diese Beziehungen, die jetzt näher dargelegt werden sollen, entgingen dem scharfen Auge des Dichters nicht. Er machte sie sich in seiner Weise zu nütze, wie ich nachher zeigen werde.

Vor allem hat die Person des Fürsten in dem Möllerschen Stück manche Ähnlichkeit mit dem Herzog Karl. Der Fürst ist ein ebenso großer Soldatenfreund, wie er für die Rousseauschen Erziehungsideen schwärmt. Im Gefängnis läßt ihn Möller die Worte sagen: „Einer meiner wichtigsten Gegenstände sei der Plan der Erziehung. Nur dadurch kann ein Fürst gefittete Unterthanen erwarten.“ (II, 5.) Kurz darauf hören wir die Worte von ihm: „Die Wissenschaften sind die Stützen des Thrones, der Grund zur menschlichen Wohlfahrt — allein eine starke Reform ist in manchen Staaten notwendig. Nun — mit der Zeit will ich auch dies große Werk zu stande bringen.“ (II, 6.)

Diese Rousseauschen Gedanken waren damals allgemein verbreitet; sie fanden in Herzog Karl einen Vertreter besonderer Art; er wollte damals seine Erziehungskunst auch an einem Schubart erproben. Eben diesen Schubart aber glaubte man in Stuttgart in dem Möllerschen Pasquillanten „Herrn Wurmich“, „einem großen Mann, der viel Aufsehens gemacht, — einem Gelehrten“ wieder zu erkennen. Unmittelbar nach dieser Aeußerung wird Wurmich dem Fürsten vorgeführt. Er ist geschildert als „Verfasser der famosen, sogenannten geschriebenen Zeitung, worinnen er Bürger, Hofleute, Geistliche, Minister — selbst gekrönte Häupter durchhehelt“ (S. 32), als einer, „der mit seinem An-

hang . . . auf Weinkellern und Kaffeehäusern herum-
ging, um öffentlich über gute Sitten, Staat und Reli-
gion zu spotten. Kurz der nur beflissen war, Herz und
Sinne zu vergiften“.

Das paßte alles vortrefflich auf unsern Schubart,
der in seiner Deutschen Chronik und in Gelegenheits-
gedichten den Herzog Karl, die Hofleute, den Spezial-
Zilling u. a. mitnahm¹⁾. Auch die Verteidigungs-
worte, die Möller dem Pasquillant in den Mund
legt, passen wieder vortrefflich auf unsern Schubart.
„Sire,“ sagt jener, „ich werde in ein falsches Licht ge-
stellt. Das Verbrechen, dessen man mich beschuldigt,
besteht in meinen Bemühungen, Fanatismum und Vor-
urteile zu bestreiten? Die Not und der wankelmütige
Geschmack von Deutschland trieb mich auf die Bahn.“
(II, 6, Anfang.) Wenn sodann der Fürst schließlich nach
dem Verhör den Pasquillant mit den Worten: „Genug
— fort, Teufel, der du deinen Geist zu Bosheiten er-
niedrigtest — fort —“ wieder abführen läßt, so erinnerte
das wiederum die Stuttgarter daran, wie Herzog Karl
selbst mit Franziska der Einkerkering Schubarts auf
dem Asperg anwohnte²⁾.

Wenn ich hinter der Person des Pasquillanten
Schubart vermute, so bestimmen mich zu dieser Ansicht

¹⁾ Bei dieser Gelegenheit sei mir die Bemerkung gestattet,
daß der bekannte Vers Schubarts: „Als Dionys von Syrakus
aufhören mußte Tyrann zu sein, da ward er ein Schulmeister-
lein“ unwillkürlich auch an den Intendanten der Karlschule,
Dionys Seeger, erinnerte. Aber schwerlich mit Absicht; denn
Schubart verdankte ihm, wenigstens später, viel. Vgl. Wagner I, 308.

²⁾ G. Hauff, Schubart, S. 167.

auch noch andre Gründe. Liegt nämlich dem Stück wirklich eine Wiener Begebenheit zu Grunde, und sind darinnen Zustände am Wiener Hof geschildert, so ist daran zu erinnern, daß Schubart auch auf die Kaiserin Maria Theresia in seiner Chronik stichelte, und daß Herzog Karl im Einverständnis mit dem österreichischen Kaiserpaar Schubart hatte verhaften lassen¹⁾.

Auch zeitlich ist die Sache leicht möglich. Schubart war am 23. Januar 1777 verhaftet worden und in demselben Jahr (Anfang?) erschien Möllers Stück.

In dem Gefolge des Fürsten befindet sich, wie bereits erwähnt, einer seiner ersten Generale, Graf von Cronstein. Er mag immerhin durch manche Aeußerung, besonders auch durch die Zusammenstellung mit dem Pasquillanten, an Rieger erinnert haben. Er donnert auch gleich über den armen Sünder hinein, wie Rieger über Schubart auf dem Asperg. Rieger war von Anfang 1777 bis zu seinem Tod 1782 Schubarts Peiniger. Also auch diese Beziehung ist zeitlich leicht möglich.

Wenn jener General sagt (II, 6): „Die Gelehrsamkeit ist doch auch öfters schädlich — die Wissenschaften machen öfters auch Bösewichter! — Ich kenne ein halbes Duzend Gelehrte, die alle böse Herzen haben,“ so stimmte sicherlich auch Rieger dieser Ansicht bei.

Daß dieses merkwürdige Schauspiel auf Schiller, der wohl selbst als Akademiker in demselben mitspielte, einen besonderen Reiz ausübte, ist zweifellos²⁾. Es

¹⁾ G. Hauff a. a. D. S. 156.

²⁾ Ob Schiller wohl schon im Jahr 1777, da er den Kaiser Joseph II. besang, der als Graf von Falkenstein am 7. April 1777 die Akademie besuchte, das Stück kennen lernte?

mag den freiheitsprühenden, sturm- und drangvollen Dichter wohl auch mit zu eigener Darstellung der Stuttgarter Verhältnisse angetrieben haben. Vielleicht führte es ihn direkt oder indirekt auf „Kabale und Liebe“. Wenigstens finden sich in diesem Stück verschiedene Anklänge an Möller.

So ist die Exposition der beiden Stücke ähnlich. Wie wir dort den Stockmeister mit Frau und Tochter zuerst kennen lernen, so wird uns hier die Familie des Musikus Miller vorgeführt. Die einzelnen Familienglieder selbst sind in beiden Stücken einander ziemlich nahe stehend. So sind der Stockmeister und seine Frau gerade offene Personen, die ihre Ansichten und Absichten frei heraus bekennen so gut wie der Musikus und seine Frau. Auch die Derbheit ist beiden gemeinsam. Ebenso ist in beiden Stücken das Verhältnis zwischen Mann und Frau dasselbe. Dabei ist freilich zu beachten, daß dieses Verhältnis in den verschiedenen Dramen jener Zeit typisch ist. Gewöhnlich sind diese Väter ihren Frauen gegenüber derb und hart, während sie ihre Töchter fast vergöttern¹⁾.

„Wetterdrache“ nennt der Stockmeister (I, 2) seine Gattin; „Wettermaul“ der Musikus (I, 2). „Hol dich der Teufel mit aller deiner Gleisnerlei“, sagt der Stockmeister (I, 2) und „Schier dich zum Satan, infame Kupplerin“, der Musikus (I, 1); „Halt 's Maul, du Geizhals“, der Stockmeister (I, 2) und „Willst du dein Maul halten“, der Musikus (I, 2).

Dagegen ist die Tochter als einziges Kind der

¹⁾ Vgl. meine Studie über „Kabale und Liebe“ S. 50.

Stolz des Vaters. „Noch hat sie mir keinen Verdruß gemacht — sie ist meine ganze Freude — das einzige Kind — folgsam und brav“ rühmt der Stockmeister von seiner Tochter. Und der Musikus Miller sagt (V, 3) zu Ferdinand auf die Frage, ob Luise seine einzige Tochter sei: „Habe sonst keines mehr. Das Mädel ist just so recht, mein ganzes Vaterherz einzustecken — hab meine ganze Barschaft von Liebe an der Tochter schon zugefetzt“. Uebrigens ist hier wieder daran zu erinnern, daß das Verhältnis zwischen Vater und Tochter ein typisches ist. Schiller hat aber an dieser Stelle, wie ich sicher nachgewiesen zu haben glaube¹⁾, unzweifelhaft an das Vorbild von Gemmingens deutschem Hausvater sich gehalten.

Auch Möllers Sophie teilt einige Züge mit der Lady Milford, wenn sie auch sonst eine ganz andre Rolle spielt als diese. So sagt sie (II, 6) dem Fürsten: „Darf ich Ihnen ein Geheimnis offenbaren, Sire? . . . Ich bin von abligen Eltern in Ungarn geboren; schon in meiner frühen Jugend verlor ich sie . . . In meinem zwanzigsten lernt' ich einen jungen Mann kennen, dessen erster Anblick Eindruck auf mein Herz machte! Er erklärte mir seine Liebe, und ich konnte sie nicht ausschlagen . . .“ Dazu vergleiche man das Bekenntnis der Lady Milford (II, 3): „Hören Sie also, was ich außer Ihnen noch niemand vertraute, noch jemals einem Menschen vertrauen will . . . Ich bin fürstlichen Geblüts . . . Der Herzog sah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufenthalt — lag zu meinen Füßen und schwur,

¹⁾ S. meine Studie über Kabale und Liebe S. 33 u. S. 91.

daß er mich liebe . . . Mein Herz brannte nach einem Herzen — ich sank an das seinige.“

Wie sehr das Möllersche Stück auf den jungen Schiller Eindruck machte, sehen wir noch mehr daraus, daß offenbar schon in dem ersten Jugenddrama desselben, in seinen „Räubern“ der Einfluß desselben wieder zu erkennen ist. Erich Schmidt sagt darüber¹⁾: „Beim Karl Moor darf man . . . an Möllers edlen (?) Räuber Mutowsky, eine Nebenfigur in ‚Sophie oder der gerechte Fürst‘ erinnern: er war Soldat, dann in Polen der Hauptmann erst von 300, dann von 1600 ‚tapfern Brüdern‘, er hat geraubt, war aber Unterdrückten ein Beschützer, ist übrigens ein roher Bursche, säuft Branntwein u. s. w.“ In der Allgemeinen Deutschen Biographie nennt er ihn einen „frechen Kraftflegel“.

In der That ist dieser Räuberhauptmann Mutowsky, der im Kerker dem Fürsten vorgeführt wird, und der demselben gegenüber sich dementsprechend benimmt, zweifellos das Vorbild des Räubers Moor. Der Schillersche Räuber ist freilich eine viel ernstere Gestalt als dieser Mutowsky. Schiller hat seine Person viel mehr durchgearbeitet. Es ist ein viel einheitlicherer Charakter als der Möllers. Aber die Ähnlichkeit beider Figuren ist doch eine auffallende.

„Mir ekelt vor diesem tintentleckenden Säkulum,“ sagt Moor I, 2 und . . . „ich habe meine Tage keinen Finger mit Tinte beschmiert“ Mutowsky II, 6. Zwei Streiche freuen den Mutowsky besonders, die er verübt; einmal, daß er einen Grafen, der seine Unterthanen und

¹⁾ Schnorrs Archiv für Litter.-Gesch. IX, 190.

Beamten bis aufs Blut quälte, eben an dem Tage, da er einen armen Pächter zu Tod prügeln lassen, aus seinem Schloffenster herabstürzen ließ und daß er ferner einem tollen Obristen, der seine Untergebenen wie Hunde traktierte, eben als er zu seiner Maitresse reiten wollte, eine Kugel durch den Kopf gejagt (II, 6). Diese „Streiche“ erinnern lebhaft an Moors Thaten. Dieser rühmt sich dem Vater gegenüber, der ihn mit seiner Bande zur Uebergabung auffordert: „Diesen Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Böbelstaub zu seinem ersten Günstling emporgeschmeichelt . . . Diesen Demant zog ich einem Finanzrat ab, der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Thüre stieß. Diesen Achat trag' ich einem Pfaffen Ihres Geleuchtens zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquisition so in Zerfall käme . . .“ (II, 3.) Auch Mutowsky ist Hauptmann wie Moor. Er war ursprünglich Soldat, sehr tapfer, aber die Hauptmannsstelle, die ihm in Aussicht gestellt war, bekam nicht er, sondern ein „schönes niedliches Herrchen mit Rekommandationen von Bettern und Basen“, wie er dem Fürsten berichtet. Das empörte ihn. Er ging zum Feind über. Da es ihm dort nicht gefiel, wurde er Räuberhauptmann. „In einem halben Jahre war ich Kommandant“, erzählt er, „von 300 tapferen Brüdern, die sich bald auf 500 und endlich . . . auf 1600 Mann vermehrten.“ Dann ereilte ihn sein Geschick: er wurde gefangen genommen.

„Der Nordbrenner Hauptmann“ Moor erklärt dem

abgesandten Pater: „Sehen Sie, Herr Pater, hier stehen 79, deren Hauptmann ich bin, und weiß keiner auf Wink und Kommando zu fliegen oder nach Kanonenmusik zu tanzen, und draußen stehen 1700, unter Musketen ergraut . . .“

Wenn Mutowsky von der Bande, die er zusammengebracht hat, jagt (II, 6): „Aber hol' sie der Teufel — sie raubten und plünderten einander aus lauter Patriotismus das Ihrige, ich folgte ihrem Exempel und nahm ihnen das wieder weg, was sie andern genommen hatten,“ so findet sich auch bei Schiller dieselbe Charakteristik der Bande. Aber nicht der Räuber Moor ist es, dem der Dichter diese Beschreibung in den Mund legt, sondern Spiegelberg, der auch gern die Hauptmannsrolle gespielt hätte. Dieser sagt zu Razmann über die Leute, die er seiner Zeit angeworben: „Das ist dir ein Corps Kerles, Bruder, delizöse Bursche, sag' ich dir, wo als einer dem andern die Knöpfe von den Hosens stiehlt und mit geladener Flinte neben ihm sicher ist.“

Daß auch auf die Ergreifung Mutowskys ein Preis gesetzt ist ¹⁾, wie auf Moors Kopf ²⁾, soll nur nebenbei erwähnt sein.

Wiel wichtiger erscheint mir noch eine andre Uebereinstimmung in den beiden Stücken. G. Hauff sagt einmal ³⁾, es komme ihm unbegreiflich vor, daß man den

¹⁾ Mutowsky sagt selbst (II, 6): Die Herren von Ragusa setzten 300 Zechinen auf meinen Kopf, der Senat von Venedig 500. Aber es konnte sie niemand verdienen.

²⁾ Der Räuber Moor sagt (V, 2): Man hat 1000 Louisdor geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert.

³⁾ In seinen „Schillerstudien“ S. 133 u. 456 f.

fatalistischen Charakter der Jugendwerke Schillers, besonders der Räuber und Kabale und Liebe, übersehen könne. Ich habe schon in meiner Studie über Kabale und Liebe (S. 41) dagegen bemerkt, daß zwar die Ausdrücke Geschick, Verhängnis, Vorsehung zc. häufig wiederkehren, daß man aber deshalb darin nicht eine fatalistische Grundanschauung oder geradezu Schicksalstragödien, wie Hauff meint, erblicken dürfe. Vielmehr ist diese Anschauung in ihrer Zeit begründet. Wir finden sie in den meisten Stücken jener Zeit. So z. B. auch in Möllers Schauspiel:

III, 2 (S. 52 der Mäntlerschen Ausgabe von 1779)
Sophie: O Vorsicht, wie wunderbar sind deine Fügungen,
wie unergründlich deine Ratschlüsse, Ewiger.

III, 6 (S. 65) Broschalka: Eine höhere Macht muß
mich [erg. verführt haben].

III, 8 (S. 69) Sophie: Allgütige Vorsehung! Wie
glücklich bin ich in diesem Augenblick!

III, 9 (S. 75) Sophie: Ich will . . . der allgütigen
Vorsicht für meine und meiner Kinder Rettung ewig danken.

II, 6 (S. 47) Fürst: Allgütige Vorsicht! Ewigen
Dank, daß du mich heute zur Ausübung eines solchen
Werks erleuchtest.

Die religiösen Vorstellungen, die hier und bei Schiller in den Jugenddramen zum Ausdruck kommen, beruhen zweifellos auf christlicher Anschauung. Sie sind eben vag und allgemein gehalten, und an die Stelle des Konkretums Gott sind die abstrakten Begriffe Vorsehung, Vorsicht zc. getreten. Sie stehen eben unter dem Zeichen des Rationalismus.

Marmontels „Zemire et Azor“.

Großen Einfluß auf Schiller übte die französische Litteratur. Wir haben darüber die schöne Arbeit von D. Schanzenbach: Französische Einflüsse bei Schiller (Stuttgart 1885). Die früheste Zeit ist freilich darin nicht berücksichtigt und überhaupt auch sonst noch nicht näher untersucht. Ich glaube aber, daß da noch manche Aufklärung zu finden wäre. Unter den Stücken der frühesten Zeit, d. h. solange Schiller in der Akademie war, sind wohl manche, die Schiller durch eigene Mitwirkung bei der Aufführung kennen lernte. Wagner zählt in seiner Geschichte der Hohen Karlschule (I, 539 f.) eine Menge französischer (und italienischer) Stücke auf, die von den „Eleven“ von 1772 bis 1782 aufgeführt wurden, so: *L'amour fraternel*, *La Constance*, *Les Nimfes de Diane*, *Le Vandange*, *Le Deserteur*, *La servante Maitresse*, *Les deux avars*, *Zemire et Azor* u. c. Letzteres Stück erschien im Jahr 1775 und wurde noch in demselben Jahre unter Uriots Leitung von den Akademisten aufgeführt. Wagner schreibt über die Aufführung desselben noch weiter (S. 263): „1775 begaben sich Seine herzogliche Durchlaucht im Gefolge des ganzen Hofes in das große Opernhaus, woselbst von den Eleven vor einer unbeschreiblichen (?) Menge Zuschauer das französische Singspiel *Zemire et Azor* mit allgemeinem

Beifall aufgeführt wurde, das sowohl in Ansehung der Aktion und des Tanzes, als des mit 30 Eleven besetzten Orchesters alle Erwartung der Kenner übertraf.“ Das Stück ist eine richtige Operette, die wesentlich durch äußeren Effekt wirken will. Das hat Marmontel gründlich verstanden. Er läßt darin Zemire, die Tochter eines persischen Kaufmanns Sander, durch ihre Liebe ihren Vater vom Verderben erretten, das demselben von einem Ungeheuer droht. Dieses Ungeheuer ist der verzauberte persische Prinz Azor. Auch ihn befreit Zemire zugleich von dem Bann. Der Entzauberte heiratet sie.

Engere Beziehungen dieses Stücks zu Schiller sind zwar nicht nachzuweisen, doch darf wohl daran erinnert werden, daß auch hier ein Vater sich findet, dem die Liebe zu seiner Tochter über alles geht, während von der Mutter nicht die Rede ist, gerade so wie in *Kabale und Liebe*, wo auch späterhin Frau Miller nicht mehr auftritt, und im *Fiesko* (Berrina und seine Tochter).

IV, 2 sagt Sander von seiner Tochter:

Et ma fille m'est plus chère
Que la lumière du jour.

Dazu vergleiche unten den Abschnitt „Zu *Kabale und Liebe*“ I.

Ich erwähne das Stück Marmontels, das Schiller zweifellos als Akademist kennen lernte, sei es als Zuschauer oder als Mitwirkender bei der Aufführung, nur, um zu zeigen, daß der Dichter schon hier die in den deutschen Schauspielen jener Zeit typische Vorliebe der Väter für ihre Töchter dargestellt fand. Es ist eben allgemein menschlich, wenn der Vater seine Tochter vor den andern Kindern liebt, gerade so wie er früher seine

Braut und Gattin vor den übrigen Mädchen auszeichnete. Neben den Töchtern erscheinen die Söhne nur selten oder gar nicht. Sie stehen meist in scharfem Gegensatz zu ihren Vätern, wie z. B. der Präsident Walter und sein Sohn Ferdinand. Es wäre in der That interessant, einmal genau zu untersuchen, welche Stellung Schillers Väter und Töchter einerseits und andererseits seine Väter und Söhne zu einander einnehmen und welche Rolle dabei die Mütter spielen. Dabei wäre auch das Verhältnis Schillers zu seinen Vorbildern und überhaupt zu der übrigen Dichtung zu erörtern.

Anthologie.

Zweifellos viel Erlebtes ist in den Gedichten der Anthologie verborgen. Ja es scheint sicher, daß kaum einer andern Dichtung als eben der Anthologie und den „Räubern“ nebst „Kabale und Liebe“ mehr Erlebnisse zu Grunde liegen.

Ich werde dies an ein paar Gedichten der Anthologie nachweisen; zunächst am „Fluch eines Eifersüchtigen“ (Nr. 54 bei Gödcke).

Das Gedicht wird von Boas¹⁾ Schiller abgesprochen und — freilich ohne allen Grund — dem Grafen Zuccato zugeschrieben. Nun ist aber über irgend eine dichterische Thätigkeit Zuccatos, der später Offizier wurde, auch nicht das Mindeste bekannt²⁾. Wie sollte er dazu kommen, Mitarbeiter an der Anthologie zu werden! Alle übrigen Mitarbeiter haben auch nachher noch als Dichter sich bekannt gemacht. Wie konnte Schiller ihn gerade zur Teilnahme auffordern!

Auch Beltrich³⁾ will Schiller das Gedicht nicht zuerkennen, ohne freilich es Zuccato zuzuweisen.

¹⁾ Schillers Jugendjahre II, 207.

²⁾ Gödcke, Schillers sämtliche Schriften I, 381.

³⁾ Fr. Schiller II, 508.

Dagegen schreibt Minor es Schiller unbedingt zu¹⁾. Es werde darin „die physische und seelische Verkommenheit der unwürdigen Geliebten ganz in der Manier des Dichters ausgemalt, welcher die Syphilis in den ‚Räubern‘ und im ‚Venuswagen‘ zwar medizinisch getreu, aber bis zum Ekel geschmacklos geschildert hat. Härter und konsequenter . . . kennt Schiller dieses Mal kein weiches Mitleid mehr, und er schließt mit grimmigem Hohne . . .“ Minor hat ganz zweifellos das Richtige getroffen.

Ich werde im folgenden zu zeigen versuchen, wie sehr der Inhalt und ganze Gedankenkreis des Gedichts noch in „Kabale und Liebe“ zu treffen ist.

Im „Fluch eines Eifersüchtigen“ gibt der Liebhaber die Geliebte auf, da er sie als eine schlechte Dirne erkannt zu haben glaubt. Das ist ihm freilich ein furchtbar schwerer Schritt, da das Mädchen ihm das Höchste auf der Welt war:

Sag, athmet unter Erdenhöhlen einer,
Der feurig liebt und gränzenlos wie ich?
Brennt Gottes unbesleckte Sonne reiner
Als dieses Herz — für dich?

Der Himmel sah's, wie ich oft wollusttrunken
Mich wälzte wild zu ihren Füßen hier,
Wie ich oft in Entzückung hingesunken
Ohnmächtig rang an ihr.

Hlog nicht, wenn ich vor Gott voll heiser Reue
Gekniet, schnell mein Gedanke weg von Gott?
Sie stand vor mir, sie — Heiliger, verzeihe!
Ward mein Gebet, mein Gott.

Und nun halte man daneben den Ferdinand in

¹⁾ Schiller I, 458.

„Kabale und Liebe“. Wie sehr hängt er an Luise und wie entsetzlich unglücklich ist er, als er Luise ungetreu glaubt.

IV, 2 jammert er: „. . . Und sie empfand nichts? . . . Da mein glücklicher Wahnsinn den ganzen Himmel in ihr zu umspannen wähnte, meine wildesten Wünsche schwiegen? Vor meinem Gemüt stand kein Gedanke, als die Ewigkeit und das Mädchen . . .“ Im Monolog (IV, 4) sagt Ferdinand: „Das Mädchen ist mein! Ich einst ihr Gott, jetzt ihr Teufel!“

I, 3 sagt Luise — hier ist also das Verhältnis umgekehrt —: „Ich hab' keine Andacht mehr, Vater — der Himmel und Ferdinand reißen an meiner blutenden Seele . . .“

Wenn es dann im Gedicht weiter heißt:

„Und nun, wer ist's? — o, laßt mich ihn nicht nennen,
Ihr Furien, daß nicht von Fieberwut
Empört, entfesselt meine Geister rennen
Zur Flamme wird das Blut“,

so darf man dagegen erinnern an „Kabale und Liebe“ (IV, 3), wo Ferdinand über den Hofmarschall sagt: „Und mit diesem ihr Herz zu teilen? — Ungeheuer! Unverantwortlich! — Einem Kerl, mehr gemacht von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzureizen.“

Im „Fluch des Eifersüchtigen“ heißt es nun weiter:

Du Narr! was winsl' ich denn der Ungetreuen?
Sie steht mein sterbend rauchend Blut umsonst,
Frohn', frohn' nur stinkend geilen Vulereyen,
Frohn' ewig wilber Brunst.

Bis dich — ach mir zu höllisch süßer Freude
Ein fressend peinigendes Gift durchnagt,
Und Mark und Bein und alle Eingeweide
In frühe Moder jagt.

Bis dann, besät von Pest und Eiterbeulen,
 Dich selbst der Tod mit falscher Hoffnung höhnt,
 Die qualzermalnte Lungen in dir heulen,
 Der Nerv Vernichtung stöhnt.

Und dann unmittelbar anschließend der Schlußvers:

Dann seh' ich jauchzend die verwesten Glieder,
 Wollüstig saugt den Jammerton mein Ohr,
 Seh, stürze selbst von Schrecken starrend nieder,
 Und lache laut empor.

Die in den letzten Versen erwähnte Krankheit findet sich schon in den „Räubern“ erwähnt. Die Stelle I, 3, die auch Boas und Minor erwähnen, lautet: „Da durchwühlt es des Knochen innerstes Mark und bricht die mannhafteste Stärke der Jugend — da, da spritzt es den eitrichtigen fressenden Schaum aus Stirne und Wangen und Mund und der ganzen Fläche des Leibes zum scheußlichen Ausfluß hervor, und nistet abscheulich in den Gruben der viehischen Schande — pfui! pfui! mir efelt!“ Auch mag an die Stelle V, 7 in „Kabale und Liebe“ erinnert werden, in der ein ähnlicher Gedanke ausgeführt wird. Sie lautet: „Wir (Ferdinand und Luise) hüpfen von Roman zu Roman, wälzen uns von Schlamm zu Schlamm — du dahin — ich dorthin — vielleicht, daß wir dann nach dem lustigen Wettlauf, zwei modernde Gerippe, mit der angenehmsten Ueberraschung von der Welt zum zweitenmal aufeinander stoßen, daß wir uns da an dem gemeinschaftlichen Familienzug, den kein Kind dieser Mutter verleugnet, wie in Komödien wieder erkennen, daß Ekel und Scham noch eine Harmonie veranstalten, die der zärtlichsten Liebe unmöglich gewesen ist.“

Alle diese Beziehungen können in ihrer Gesamtheit

wohl kaum zufällig sein. Da muß doch irgend ein Zusammenhang vorhanden sein. Und Minor hat ganz sicher recht mit der Annahme, daß Schiller der Verfasser des Gedichtes ist. Gerade in der Jugenddichtung Schillers wiederholt sich öfters der Fall, daß dieselben Gedanken und Situationen wiederkehren.

Ob der „Fluch eines Eifersüchtigen“ und „Kabale und Liebe“ vielleicht in noch engerer Beziehung zu einander stehen, ob sie am Ende gar auf eine Quelle zurückweisen, ist natürlich nicht zu entscheiden. Es ist ja immerhin denkbar, aber ebenso leicht möglich ist es, daß beide in dieser Beziehung selbständig nebeneinander hergehen.

In einem gewissen ähnlichen Verhältnis stehen auch „Die schlimmen Monarchen“ und „Kabale und Liebe“ zu einander.

Jenes Gedicht der Anthologie ist ja freilich zunächst ein Seitenstück zu Schubarts „Fürstengruft“. Aber dieselben Gedanken finden sich auch in „Kabale und Liebe“ wieder. I, 7 sagt Ferdinand zu seinem Vater: „Ihre (zunächst seines Vaters) Glückseligkeit macht sich nur selten anders als durch Verderben bekannt. Neid, Furcht, Verwünschung sind die traurigen Spiegel, worin sich die Hoheit eines Herrschers belächelt — Thränen, Flüche, Verzweiflung die entsetzliche Mahlzeit, woran diese gepriesenen Glücklichen schwelgen, von der sie betrunken aufstehen und so in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln.“

Denselben furchtbaren Hohn, mit dem der Dichter die schlimmen Monarchen geißelt, finden wir hier in „Kabale und Liebe“ wieder. Ja man glaubt öfters, hier eine besondere Ausführung jenes Gedankens in der

Person des Fürsten und seines Präsidenten zu finden. Mit welchem Hohn wendet sich der Dichter an die toten Fürsten, indem er ihnen alle Herrlichkeiten der Welt, die sie einst entzückt, vorhält: den Sieg in der Schlacht, die Freuden der Jagd und — der Liebe; kurz all ihr „Fürstenglied“.

Blutig wälzt der Eber seine Stachelborste,
Und — der Sieg ist eu'r!

Das erinnert an die Erzählung des Kammerdieners von der Bärenhag: „Kabale und Liebe“ (II, 2):

Guch beehrt Madonna mit geheimen Schlüsseln
In — ihr Schlafgemach.

Dieses Motiv kehrt bekanntlich im „Don Karlos“ wieder, findet sich aber auch in etwas veränderter Form in „Kabale und Liebe“. Man denke nur an den fingierten Brief Luizens an den Hofmarschall (III, 6). So ließe sich noch das eine oder andre Motiv nachweisen, zumal in den Reden des Präsidenten und Hofmarschalls, doch möge es an den bereits erwähnten Beispielen genügen.

Aber noch ist der letzte Vers des Gedichtes bedeutsam für „Kabale und Liebe“. Er lautet:

Berget immer die erhabne Schande
Mit des Majestätsrechts Nachtgewande!
Bübelt aus des Thrones Hinterhalt.
Aber zittert für des Liebes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürstenherzen kalt.

Aus diesem Vers, zumal da er so bedeutsam am Ende steht, darf man wohl mit einigem Recht darauf

schließen, daß Schiller damals schon im Sinne hatte ein großes Strafgericht über die Stuttgarter Hof- und Maitressenwirtschaft ergehen zu lassen. Der Vers bildet ja wohl zunächst den völligen Abschluß, sozusagen das Nachwort des ganzen Gedichts; aber andererseits sieht man daraus, wie sehr der Gedanke im Liede Rache zu nehmen den Dichter beherrschte. Und diese Absicht war, wie es scheint, mit diesem Gedichte noch nicht völlig durchgeführt, sondern sie hat erst in „Kabale und Liebe“ ihren völligen Abschluß gefunden. Welches nun auch der besondere Anlaß zu diesem Trauerspiel gewesen sein mag, sicherlich darf man in dem Schlußvers der „schlimmen Monarchen“ eine leise Andeutung sehen, daß noch weiteres derart folgen werde.

Merkwürdig ist das Eröffnungsgebidht der Anthologie „Die Journalisten und Minos“ und das Schlußgebidht „Die Winternacht“. Letzteres ist in seiner Beziehung zu Schiller, dem Regimentsarzt, so klar, daß es gar keiner besonderen Erklärung bedarf. Mit der „Winternacht“ haben „Die Journalisten und Minos“ die Beziehung auf Schiller gemein. Boas¹⁾ sagt: „Das Gedicht, an sich bedeutungslos, mag wohl eine individuelle Bedeutung gehabt haben, die uns dunkel ist, doch scheint es immer wunderbarlich, daß es an die Spitze des ganzen Buches gestellt wurde.“ Die individuelle Bedeutung des Gedichts, die Boas dunkel ist, hat der Dichter zweifellos durch den Zusatz „1781“, den er der Ueberschrift beigefügt hat, andeuten wollen. Und nun, wie steht's mit dem Datum 1781? 1781,

¹⁾ N. a. D. II, 121.

Herbst, erschien einmal der Stäudlinsche Musenalmanach. Weltrich¹⁾ nimmt daher nicht ohne Wahrscheinlichkeit an, daß das Gedicht eine Satire gegen Stäudlin und seinen Kreis enthalte, gerade so wie „Die Rache der Mufen, eine Anekdote vom Helikon“.

Sodann aber kommt wesentlich in Betracht, daß Schiller 1781 selbst Journalist war und die Mäntlersche Zeitung redigierte. Daraus folgt nun zweifellos, daß Schiller, der also die Licht- und noch viel mehr die Schattenseiten des Journalistenlebens zur Genüge kannte, die Journalisten und sich selbst damit verspottete. Wenn er sich selbst darin verspottete, so ist das nicht auffallend: „die jugendlichen Genossen schonen sich auch selbst hier so wenig als später im Repertorium²⁾.“ Wie gering Schiller diese seine Thätigkeit ansah, können wir daraus entnehmen, daß er selbst später niemals mehr darüber sich äußerte oder bei Gelegenheit etwa — man denke daran, wie Cotta ihn später als Redakteur seiner Zeitung gewinnen wollte — erwähnte. Ja, man wußte über diese Thätigkeit Schillers wenig oder nichts, wenn nicht Boas³⁾ im Jahre 1849 bezw. 1850 zuerst darüber Mitteilung, wenigstens ausführlichere, gemacht hätte.

Aber nicht bloß über seinen Beruf sich lustig machen wollte der Dichter; er verfolgte meines Erachtens auch noch dabei eine andre Absicht, die freilich nicht so ganz unverhüllt daliegt.

¹⁾ N. a. D. S. 519 ff.

²⁾ Minor, Schiller I, 473.

³⁾ N. a. D. I, 234.

Man lese nämlich einmal den Vers:

Fürst Minos schickt Spionen
Nach allen Grenzen hin,
Die Teufel müssen frohnen
Ihm Rundschaft einzuziehn.

Darf man in diesem Vers nicht etwa einen Ausfall gegen die Zensur erkennen? Die Sache liegt ja freilich nicht ganz klar, das gebe ich unumwunden zu; aber man bedenke, daß eben dieses Gedicht selbst, wie die ganze Anthologie, der Zensur unterlag. Da konnte und durfte der Dichter nicht allzu deutlich werden, wenn er nicht eben mit der Zensur in Streit geraten wollte. Damals war der Stuttgarter Gymnasialrektor Volz Zensor. Wie streng dieser sein konnte, sehen wir an seinen Bemerkungen zur Elegie auf Beckherlin, die sich zufällig erhalten haben¹⁾: Diese Elegie fiel nun auch in das Jahr der Anthologie 1781 (16. Januar). Da ist denn doch begreiflich, wenn Schiller sich etwas an dem Zensor rächen wollte. Derselbe Vorgang wiederholte sich nach Petersens Mitteilung²⁾ bei der „Ode auf die glückliche Wiederkunft unsres gnädigsten Fürsten“ (6. März 1781). Also noch ein weiterer Grund zur Unzufriedenheit für den Dichter. Allein trotzdem möchte ich nicht die ganz bestimmte Behauptung wagen, Schiller habe mit dem betreffenden Vers wirklich die Zensur gemeint; ich möchte nichts weiter als diese Vermutung ausgesprochen haben.

Nun noch ein Wort darüber, warum Schiller das

¹⁾ Gödese, Schillers sämtliche Schriften I, 368.

²⁾ Gödese a. a. D. I, 185.

Gedicht an die Spitze der Sammlung gestellt hat. Boas findet das wunderbar. Allein ich glaube, es hat einen ganz guten Sinn, zumal wenn man das letzte Gedicht des Almanachs mit in Betracht zieht. Beide Gedichte, unzweifelhaft Schillerschen Ursprungs, umrahmen das Ganze. Damit hat Schiller den Almanach als sein Produkt oder wenigstens als unter seiner Regide stehend bezeichnet. Sodann umschließen diese beiden Gedichte eine Biographie des Herausgebers. Zeigt uns nämlich das erste den Journalisten Schiller, von dem die Sammlung ausgeht, so finden wir im andern wesentlich den Regimentsarzt. So tritt uns auch hier im kleinen schon der treffliche Redaktor Schiller entgegen, den wir erst neuerdings durch die Kenienausgabe von Erich Schmidt und Bernhard Suphan wieder kennen gelernt haben.

In den Kreis des ersten Gedichtes der Anthologie zieht Richard Weltrich mit Recht das Epigramm:

Grabchrift. (Gödeke 16.)

Hier liegt ein Mann, er starb zu früh
Für alle guten Christen;
Für Totengräber starb er spät,
Zu spät für — Journalisten.

Weltrich urteilt darüber¹⁾: „Daß das Epigramm ‚Grabchrift‘ gleichfalls auf Stäudlin und seine Freunde gemünzt ist, scheint aus den Schlußzeilen hervorzugehen: auch in diesem Falle werden unter den ‚Journalisten‘ die Mitarbeiter des Musenalmanachs gemeint sein. Der Witz ist gesucht und mit Mühe läßt sich der Sinn er-

¹⁾ N. a. D. 521.

kennen: Hier liegt ein Mann, dessen vorzeitiger Tod die Journalisten von einem Gegner befreit, ihnen somit Vorteil gebracht hätte. Als der Gegner aber, welcher lange genug lebte, um die Schar Stäudlins zu bekämpfen, wäre kein anderer gedacht als Schiller. So würde das Epigramm, dessen Deutung bisher nicht versucht worden ist, doch verständlich sein.“ Ob diese Deutung Weltrichs wirklich „verständlich“ ist? Das ist die Frage. Sollte wirklich Schiller in einem Gedicht der Anthologie sich selber eine Grabinschrift — denn auf das kommt es nach Weltrich doch hinaus — haben setzen lassen oder am Ende gar sich selbst gesetzt haben? Und zwar eine so schwer verständliche? Das scheint mir undenkbar in dieser Weise. Weltrich hat nach meiner Ansicht das Epigramm falsch aufgefaßt. Meines Erachtens liegt, wenn man überhaupt daran festhalten will, daß das Epigramm sich auf die Schiller-Stäudlinschen Streitigkeiten beziehe, die Sache gerade umgekehrt. Der „Gegner“, dem die Grabinschrift gilt, ist nicht Schiller, sondern — Stäudlin. Das hätte doch wenigstens einen Sinn. So würde das Epigramm sogar sehr bedeutend. Ich meine so: Der Mann, dem die Grabinschrift gewidmet ist, war ein frommer Christ; „er starb zu früh für alle guten Christen“; d. h. sie bedauerten seinen Tod als den eines wackeren Genossen. Für den Totengräber starb er spät, weil eben der Totengräber darauf aus ist, möglichst viele Tote zu beerdigen. Und nun der Schluß: Zu spät für — Journalisten. Der Gedankenstrich vor Journalisten gibt zu denken. Er macht darauf aufmerksam, daß etwas Unerwartetes kommt. „Zu spät für — Journalisten.“ Warum zu spät? Weil

er als Frömmler¹⁾ gar nicht zum — Journalisten paßte, das Journalistenhandwerk gar nicht verstand. Er hätte also sterben sollen, ehe er Journalist wurde. Auf Stäudlin bezogen würde so das Epigramm die schärfste Verurteilung seiner journalistischen Almanachsthätigkeit enthalten, die man sich denken kann.

Uebrigens muß ich nochmals auf Weltrichs Erklärung zurückkommen. Wenn Weltrich sagt, das Epigramm sei auf Stäudlin und seine Freunde gemünzt, wie aus den Schlußzeilen hervorzugehen scheine, so könnte man meinen, er erkläre das Gedicht ebenso wie ich. Aber er faßt den Sinn desselben also: Hier liegt ein Mann, dessen . . . Tod die Journalisten von einem Gegner befreit . . . d. h. doch, der durch seinen Tod . . . befreit . . . Dann weiter: „Als der Gegner aber . . . wäre kein anderer gedacht als Schiller.“ Das ist doch deutlich. Also auf Schiller selbst wäre dann das Epigramm gemünzt, nicht auf Stäudlin. Anders wenigstens vermag ich Weltrichs Worte nicht zu verstehen.

¹⁾ In späterer Zeit wenigstens beschäftigte sich Stäudlin eifrig mit der Religion. Ich schließe dies daraus, daß er bei der Redaktion des im Jahre 1791 neu erschienenen württembergischen Kirchengesangbuchs mit thätig war (vgl. Hermann Fischer, Allg. Deutsche Biographie: Gotth. Fr. Stäudlin). Ja er steuerte selbst auch ein Lied bei, das gerade vom — Begräbniß handelte: „Wenn der Stifter der Geschlechter Unsere Lieben zu sich ruft 2c.“ Das Lied wurde auch in das gegenwärtige evangelische Kirchengesangbuch Württembergs herübergenommen. (Nr. 623.)

„Laura“ und Luise Vischer.

Unter den Gedichten der Anthologie nehmen die Lauraoden einen ganz hervorragenden Platz ein.

Wer diese Laura war, ob sie nur in der Phantasie des Dichters existierte nach Klopstocks Vorgang als „die zukünftige Geliebte“, oder ob sie einem wirklichen Vorbild entspricht, das zu entscheiden, ist keine so leichte Aufgabe. Die Sache ist um so schwieriger, je weniger scharf das Bild der Laura gezeichnet ist. Nur die blauen Augen und das Klavierspiel derselben treten besonders hervor. Aber diese Eigenschaften gehören zu den typischen Merkmalen des geliebten Mädchens in der Wertherzeit¹⁾, und gewähren daher keinen sicheren Anhalt. Alle Gedichte an Laura sind, wie Schiller selbst in seiner Rezension der Anthologie im „Württembergischen Repertorium“ schreibt, „in einem eigenen Tone, mit brennender Fantasie und tiefem Gefühl geschrieben . . . überspannt sind sie alle, und verraten eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert“. Diese Sinnlichkeit, die also nach des Dichters eigenen Worten in diesen (und anderen: z. B. Venuswagen)

¹⁾ Minor 1, 434.

Gedichten zum Ausdruck kommt, ist es gewesen, die die Erklärer veranlaßt hat anzunehmen, daß der Dichter notwendig vom Baume der Erkenntnis gekostet haben müsse. Dagegen ist daran zu erinnern, daß Schiller eben Mediziner war, und daß er als solcher frühzeitig Kenntnis der geschlechtlichen Dinge erhielt. Das haben wir schon oben gesehen. In allen Jugendwerken hat er diese Kenntnis verwertet, in der Anthologie so gut wie in den Räubern und Kabale und Liebe. Junge Mediziner freuen sich eben häufig in einer halb knabenhaften Weise am Cynischen, sagt Weltrich¹⁾. Schiller wird nach seiner Naturanlage hierin keine Ausnahme gemacht haben. Behält man diese Thatsache scharf im Auge, so wird wohl manches klarer und verständlicher. So gewinnen gerade diese schlüpfrigen, sinnlichen Stellen ein andres Aussehen. So ist man wenigstens nicht gezwungen, dieselben als Ausgeburt einer verdorbenen Phantasie zu bezeichnen, als Folge eines fittenlosen Lebens anzusehen. Hätte Weltrich diese Konsequenz gezogen, so hätte er manches anders beurteilt und wäre nicht gezwungen gewesen die Aussagen von Schillers Verwandten und Freunden über diesen Punkt als falsch oder ungenau hinzustellen.

Ich will zunächst etwas Allgemeines über die Beziehungen Schillers zu Luise Vischer, die doch unstreitig das Hauptvorbild für die Lauragedichte abgab, vorausschicken, ehe ich das einzelne bespreche.

Zunächst einmal ist festzustellen, daß die Frau Hauptmännin Vischer damals, als Schiller zu ihr zog

¹⁾ A. a. D. S. 434.

und solange er bei ihr wohnte, in ganz gutem Rufe stand. Sonst hätten wohl die Eltern ihren Sohn nicht zu ihr in die Mietwohnung ziehen lassen, oder wenigstens ihm doch den Rat erteilt, nicht dahin zu ziehen oder ev. wieder fortzugehen. Und der Sohn hätte auch sicherlich den Rat des Vaters, der als Offizier doch auch in den Offizierskreisen sich auskannte, zweifellos befolgt. Ja ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, daß der Sohn geradezu auf die Empfehlung seines Vaters, der vermutlich die Frau Hauptmann schon vorher kannte, bei derselben einmietete. Hätte der Vater irgendwie für den Ruf seines Sohnes Befürchtungen gehegt, so hätte er sicher mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln den Sohn von diesem Schritt abgehalten. Aber eine solche Vorsicht war nach allen Zeugnissen über die Frau Vischer ganz überflüssig. Am wichtigsten ist indes auch da wieder das spätere Verhalten der Eltern und Geschwister. Das allein sollte auch den strengsten Kritiker zu der Ueberzeugung bringen, daß die Beziehungen des Dichters zu Luise Vischer nur durchaus solide waren. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß kein Freundschafts- und bis zu einem gewissen Grade auch Liebesverhältnis zwischen beiden bestanden habe. Ein solches ist vielmehr sicher vorhanden gewesen. Es war wohl auch leidenschaftlich, wie Palleste-Fischer annimmt¹⁾, aber zweifellos innerhalb gewisser Grenzen. Und nun die einzelnen Zeugnisse.

Im Mai 1782 reist Schiller mit Frau von Wolzogen und Frau Vischer, zum zweitenmal, nach Mann-

¹⁾ Schillers Leben: 13. Aufl. 1891, S. 132.

heim zur Aufführung der Räuber. Auch Hoven hatte er dazu eingeladen. Kurz nach seiner Flucht, am 6. November 1782, schreibt der Dichter an seine Schwester Christophine: „Wenn Du die Wolzogen sprichst, so mache ihr tausend Empfehlung. Auch der Vischerin empfehl mich.“

Bald darauf, am 19. November 1782, als der Dichter seine Mutter und seine Schwester Christophine nach Bretten einlud, forderte er sie auf auch wiederum die Wolzogen und Vischerin mitzunehmen. „Nehmen Sie doch die Fischerin [u.] Wohlzogen auch mit, weil ich beide auch noch, vielleicht zum letztenmal, die Wohlzogen ausgenommen, spreche.“

Am 8. Januar 1783 schreibt Schiller über die Vischerin an Frau von Wolzogen: „Von der Hauptmann Vischerin habe ich etwas gehört, das mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor etlichen Monaten einen (etwas übereilten) Brief, der so beschaffen war, daß ihn niemand zu Gesicht bekommen durfte. Die Vischerin kommunizierte ihn einem gewissen Offizier. Sie hätte mir lieber weiß nicht was thun können. Eine solche Indiskretion (das ist der gelindeste Name) thut weh, und ich dachte besser von ihr. Wie muß ich mich doch so oft in meinen liebsten Personen betrügen!“

Drei viertel Jahre später, am 1. November, schreibt ihr Schiller sogar: . . . „Von meinen Eltern erwarte ich täglich Briefe. — Auch von der Vischerin, der ich durch einen Landsmann von Ludwigsburg, der mich hier besuchte, ein Marktpräsent nebst einer Silhouette geschickt habe . . .“ Wahrlich, wäre das Verhältnis zwischen Schiller und der Frau Hauptmann ein anstößiges ge-

wesen, so hätte der Dichter wohl schwerlich gewagt, der Frau von Wolzogen derartige Mittheilungen zu machen, wie er es in diesem Briefe thut. Er hätte sich schämen müssen dies zu thun, um so mehr da er damals sich offen um die Tochter der Frau von Wolzogen bewarb.

Gerade der letzte der erwähnten Briefe, in dem Schiller so harmlos erzählt, er habe Frau Vischer für besser gehalten, und indem er sie als eine seiner liebsten Personen bezeichnet, eben dieser Brief gewährt uns einen ziemlich deutlichen Einblick in das Verhältnis. Die Stelle zeigt unzweifelhaft, daß Frau Vischer Schillers Herzen nahe stand; daraus aber folgt doch ziemlich sicher, daß das Verhältnis kein sittlich bedenkliches gewesen sein kann. Auch hätte ihr Schiller in solchem Fall schwerlich nachher noch seine Silhouette geschickt. Ich halte es geradezu für ausgeschlossen, daß er damals eine solche Erinnerung in dieser Weise wieder aufgefrischt hätte. Da müßte er sehr leichtsinnig gewesen sein; und dazu hatte er wahrlich keinen Anlaß, war er doch damals schwer vom Fieber heimgesucht¹⁾.

Diese fünf Zeugnisse sind alle dadurch besonders merkwürdig, daß in ihnen stets die Frau Vischer mit der Frau von Wolzogen zusammen genannt ist oder in irgend einer Beziehung steht. Aus dieser Zusammenstellung folgt aber notwendigerweise, daß beide mehr oder weniger befreundet waren. Am meisten gewinnt dadurch natürlich die so verschieden beurtheilte Frau Hauptmann Vischer, da der Charakter der Frau Henriette von Wolzogen noch niemals, so viel bekannt, auch

¹⁾ S. Beziehungen S. 49 u. 433.

nur im geringsten bemängelt wurde. Wenn aber diese Frau so unbescholten war, wie zweifellos feststeht, so ist daraus der Schluß zu ziehen, daß sie mit der Frau Bischer schwerlich verkehrt hätte, wenn ihr Nachteiliges über sie bekannt geworden wäre, oder wenn sie etwa ein wirklich bedenkliches Liebesverhältnis zwischen ihr und Schiller bemerkt hätte. Sie nahm an dem Verhältnis der beiden so wenig Anstand als andre. Professor Abel bezeugt ausdrücklich, daß niemand Schillers Beziehungen zu ihr auffallend waren¹⁾. Und doch stellt Weltrich die Behauptung auf: „Man darf nicht übersehen, daß Schillers Verhältnis zu der jugendlichen Witwe, welche nachmals einen Fehltritt machte, der Vorstellung vieler anstößig war²⁾.“ Woher hat Weltrich diese Nachricht? Gilt ihm Abels Zeugnis nichts?

Hätte also Frau von Wolzogen das Verhältnis irgend bedenklich gefunden, so hätte sie sicher jeden Verkehr mit ihr und Schiller abgebrochen. Andernfalls hätte sie ja den Anschein erweckt, als ob sie das Verhältnis begünstige. Und zu einer solchen Rolle hätte sie sich wahrlich, so wie wir sie kennen, niemals hergegeben. Da hätte sie sich vor sich selbst schämen müssen. Man braucht weiterhin nicht einmal zu bedenken, daß sie später dem Flüchtling in Bauerbach ein Asyl gewährte.

Noch wichtiger aber ist das Verhalten Schillers seinen Eltern und seiner Schwester gegenüber. Schiller läßt seine Mutter und Schwester ein, ihn mit der Frau Bischer und Wolzogen zu besuchen. Hätte er das wagen

¹⁾ Minor, Schiller I, 382.

²⁾ Weltrich, Schiller, S. 429.

dürfen, wenn er der „Vischerin“ gegenüber nicht rein dagestanden wäre? Mußte er nicht befürchten, daß die Seinigen zumal bei längerem Zusammensein das Verhältnis entdecken würden? Diese Bedenken wären ihm sicher gekommen, wenn er irgend ein Gefühl der Schuld in sich gehabt hätte. Er hätte es dann schwerlich über sich gebracht die Seinigen zugleich mit der Vischerin einzuladen.

Doch ich will diese Gedanken nicht weiter ausführen. Es liegt nach meinem Dafürhalten in diesem Punkte alles ganz klar.

Noch ein Zeugnis habe ich zu erwähnen. Christophine schreibt nämlich ihrem Bruder am 9. September 1783: „Morgen, glaub' ich, kommt die Vischer wieder zu uns. Schreib ihr doch auch wieder, es ist nicht recht, daß Du so ganz mit ihr abbrichst; sie ist noch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel Theilnehmung nach Dir. Es ist doch ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie Dir doch viele Freundschaft erwiesen.“

Ich führe dieses Zeugnis nicht zur Stütze meiner Ausführungen an — dazu ist es gar nicht nötig — sondern nur deshalb, weil Weltrich sagt¹⁾: „Die Zeugnisse der Familie Schillers, so ehrwürdig sie sind, verlangen doch vorsichtigen Gebrauch. Christophine gibt ein Mädchenurteil wieder.“ Den letzten Satz sucht er noch damit zu stützen, daß er sagt, Christophine schwankte in ihrer Meinung. Zu Schillers Tochter Emilie habe sie über die „Vischerin“ geäußert: „Sie war musikalisch, und

¹⁾ A. a. D. S. 429.

obgleich nur in sehr geringem Grade, so reichte ihr Spiel dennoch hin, bei Schiller jenen exaltierten Zustand hervorzurufen, der sich in seiner Dichtung „Laura am Klavier“ kund gibt.“ Und nach dem Erscheinen von Laubes Karlschülern habe sie bemerkt: „Die Idee des Dichters freut mich, daß er Laura ins Leben treten ließ, welche nur meines Bruders Phantasie war.“

Ueber diese Bemerkungen Weltrichs ist zu sagen, daß die Notiz Christophinens über „Laura am Klavier“ ganz allgemein gehalten ist. Christophine sagt nur, daß das Klavierspiel der „Vischerin“ Schiller in einen exaltierten Zustand versetzt habe; sie behauptet damit genau dasselbe über die Einwirkung der Musik auf ihren Bruder, was uns auch Streicher erzählt¹⁾. Mehr liegt meines Erachtens in ihren Worten nicht, obgleich ich gern zugebe, daß man mehr herauslesen kann. Aber ich bestreite auf das allerentschiedenste, daß Christophine damit sagen wollte, die Frau Vischer sei die Laura dieser Gedichte. So kann ich durchaus keinen Widerspruch finden in dieser Bemerkung von Schillers Schwester und ihrer späteren. Wenn sie zuletzt sagt, die Laura habe nur in der Phantasie des Dichters existiert, so ist das doch, meine ich, kein Gegensatz zu dem früheren Ausdruck. Sie sagte nur allgemein die Musik, und so auch ihr geringes Spiel, nicht die Frau, nicht ihre Person habe ihn in diesen exaltierten Zustand versetzt, habe seine Phantasie angeregt. So, glaube ich, lassen sich diese beiden Ausprüche leicht vereinigen. Freilich sagt Christophine damit zu wenig; das ist offenbar.

¹⁾ Vgl. darüber Minor a. a. D. II, 16.

Aber doch glaube ich wiederum nicht, daß Weltrich recht hat, wenn er ihre Aussage als „Mädchenurteil“ bezeichnet. Christophine war einmal volle zwei Jahre älter als ihr Bruder. Als sie den Brief an ihren Bruder im Jahre 1783 schrieb, war sie 26 Jahre alt, also in einem Alter, wo man ihr doch zutrauen konnte, daß sie ein Liebesverhältnis ihres Bruders mit der „Vischerin“ bemerkt hätte. Die Aeußerung an Emilie Schiller, die erst 1804 geboren wurde, kann sie nur in hohem Alter, etwa im 65.—70. Lebensjahre, oder noch später gethan haben. Und vollends ihr Diktum über Laubes Karlschüler, die im Jahre 1847, dem Todesjahre Christophinens, erschienen! Wie mag man in diesen Fällen von einem Mädchenurteil reden! Ein Mädchen von 26 Jahren sieht in solchen Dingen viel schärfer als ein Jüngling von gleichem Alter. Sodann kommt hier noch besonders in Betracht, daß Christophine stets die Vertraute ihres Bruders war, vor der er nichts geheim hielt. Daraus will ich aber nicht folgern, daß er ihr auch seine Herzensgeheimnisse anvertraut habe. Ich schließe daraus nur, daß Schiller, wenn je Christophine ein Liebesverhältnis hätte entdecken können — das war aber nicht möglich, weil es in diesem Sinne nicht existierte — es ihr dann auch offen zugestanden und nicht geleugnet hätte. Daß die Schwester auch ihre Beobachtungen anstellte, zeigt uns eben ihr Brief vom 9. September 1783. Aus diesem sehen wir auch deutlich, wie sie das Verhältniß auffaßte.

Aber noch ist ein ganz besonders wichtiges Zeugniß zu erwähnen. Ich meine das Verhältniß der Frau „Vischerin“ zu dem jungen Herrn von Braun. Man

hat daraus nämlich, wie ich überzeugt bin, keinen ganz richtigen Rückschluß gemacht auf das Verhältnis zu Schiller. So vor allem, wenn auch in ganz vorsichtiger Weise, J. Minor¹⁾.

Doch ehe ich darauf weiter eingehe, will ich zunächst genauere Mitteilungen über die Lebensumstände der Frau Luise Vischer machen. Ich bin nämlich in der glücklichen Lage, aus den Eheregistern Tübingens und Lustnau, die mir in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt wurden, die Biographie derselben wesentlich zu vervollständigen.

Luise Dorothea Andreaä ist den 24. August 1751 geboren. Im Jahre 1771 heiratete sie den Hauptmann und Regimentsquartiermeister Ferdinand Christoph Vischer, Sohn des Geheimrats Vischer, in Stuttgart. Ihr Gemahl ist im Jahr 1749 geboren. Aus ihrer Ehe entsproßten sechs Kinder, und zwar vier Mädchen und zwei Knaben. Zwei Töchter davon starben noch in dem Jahre ihrer Geburt und die dritte im Jahre 1780, sechs Jahre alt. Die jüngste, 1779 geboren, heiratete den D. Heugelin in Stuttgart und nach dessen Tod den späteren General von Brandt in Ludwigsburg. Von den beiden Söhnen starb der ältere, Ferdinand, 1804, der jüngere, Louis, wurde im Jahr 1790 konfirmiert. Sein Todestag ist nicht verzeichnet. Der Vater selbst starb im Jahr 1779.

Von den Kindern der Frau Vischer lebten also zur Zeit, als Schiller bei ihr wohnte, nämlich von Anfang 1781 bis zu seiner Flucht am 22. September 1782,

¹⁾ A. a. O. I, 382.

drei Kinder: die beiden Söhne und die jüngste Tochter (Karoline). Darnach ist nun die Mitteilung von Schillers Tochter Emilie, Freifrau von Gleichen-Rußwurm, zu berichtigen. Diese erzählte Boas ¹⁾ aus den Mitteilungen ihrer Tante Christophine: „Frau Bischer hatte einen Sohn und eine Tochter. Diese klammerten sich voll Liebe an den Jüngling (Schiller), dessen Gemüt sich so gern dem kindlichen Alter hingab, und wenn er abends heimkehrte, trieb er rechte Kindereien mit ihnen.“ Diese ungenaue Angabe — offenbar hatte Frau von Gleichen-Rußwurm die Sache nicht mehr recht im Gedächtnis — ist von dieser Quelle aus in alle Biographien Schillers übergegangen und also auch bei Weltrich und Minor zu finden. Doch ist die Sache ja von keinem großen Belang.

Nach Schillers Flucht lernte Frau Bischer einen Herrn von Braun, einen jungen Wiener, Sohn des dortigen Reichshofrats von Braun, kennen. Braun studierte auf der Karlschule Camerale, nicht die Rechte, wie häufig zu lesen ist. Bald entspann sich zwischen beiden ein regelrechtes Liebesverhältnis, das zur Folge hatte, daß sie im Jahr 1785 miteinander durchgingen. Sie kamen aber nur bis Tuttlingen. Dort wurde Frau Bischer von ihren Verwandten angehalten. Vater Schiller meldete dem Sohn den Vorgang mit folgenden Worten: „Eine Neuigkeit, die Ihn, wenn Er noch nichts davon weiß, sehr wundern wird, ist diese, daß Frau Hauptmann Bischerin vor etwa drei Wochen (er schrieb am 30. März 1785) mit einem jungen Herrn von Braun

¹⁾ N. a. D. I, 258.

. . . durchgegangen, gegen die Schweiz geflüchtet und in Tuttlingen wieder erwischt worden ist. Nun befindet sie sich in Lustnau bei ihrem Herrn Schwager, dem dortigen Special . . . Ob sie in der Hoffnung ist, das wird bald versichert, bald wieder verneint.“ „Damit schließen die Akten über Frau Luise Vischer“ sagt Weltrich ¹⁾. Er fügt noch bei: „Nach Boas' Erkundigungen lebte sie später still und eingezogen in Tübingen bei ihrer Schwester, einer verwitweten Dekan Weber. Dort wurde ihr die Schatulle entwendet, welche Schillers Briefe an sie enthielt . . . Sie starb am 21. April 1816.“ Das ist alles richtig bemerkt. Aber warum lebte sie zuerst in Lustnau und dann in Tübingen? Das Lustnauer Taufregister gibt uns auf diese Frage die Antwort. Dort steht unter dem 11. August 1785 die Geburt und Taufe eines Kindes, „Auguste Luise“ mit Namen, eingetragen. Als Eltern desselben sind vermerkt: „Frau Hauptmann Vischerin, geb. Andreaä; der sich bekannte Vater, Herr von Braun, Sohn des Herrn Reichshofrats von Braun in Wien.“ Taufzeugen waren laut Eintrag bei demselben Datum: „Special-Superintendent und Pfarrer allhier M. Weber und dessen Ehefrau Sophie Friederike Johanna Weberin, geb. Andreaän.“ Damit ist das Rätsel gelöst. Das Gerücht, das auch Vater Schiller kannte, hatte also recht gehabt. Die Frau Hauptmann schämte sich offenbar — und daraus sehen wir, daß sie nicht gerade leichtsinnig, sondern nur heißblütig war — sich in Stuttgart vor ihrem Bekanntenkreise sehen zu lassen und zog es daher vor, sich bei ihrer Schwester in Lustnau aufzuhalten.

¹⁾ M. a. D. S. 428; vgl. Boas a. a. D. I, 263.

Was aus dem Herrn von Braun geworden ist, warum er Frau Vischer nicht heiratete, ist nicht bekannt geworden.

In Lustnau lebte Frau Vischer bis zum Jahre 1801, in welchem Dekan Weber starb. Nach seinem Tode zogen die beiden Schwestern nach Tübingen. Hier starb Frau Vischer, wie schon erwähnt, am 21. April 1816. Ihr Grab, bezw. Grabmal, habe ich trotz wiederholten Suchens nicht mehr finden können. Ihre Tochter Auguste Luise heiratete im Jahr 1813 den Universitätsgärtner Bosh in Tübingen, der später Hofgärtner in Stuttgart wurde. Es ist derselbe Bosh, den Weltrich ¹⁾ nach Haack als „Tochtermann der Hauptmännin Vischer“ erwähnt, ohne wohl Kenntnis davon zu haben, daß diese außer-eheliche Tochter der Frau Vischer Bosh's Frau war.

Und nun fragt es sich, ob auch Schiller diese späteren Verhältnisse seiner Stuttgarter Hauswirtin kannte. Das wird wohl zweifellos der Fall gewesen sein. Er erfuhr die Sache sicherlich durch seine Eltern im Jahr 1793 bei seinem Aufenthalt in Schwaben, vielleicht auch schon früher brieflich. Wir haben davon allerdings keine Kunde; es ist aber doch höchst wahrscheinlich so. Ebenso erhielt er sicherlich in Tübingen selbst durch Professor Abel diese Nachricht. Abel wird es ihm als große Neuigkeit mitgeteilt haben, daß die Frau Hauptmann Vischer in dem nahen Lustnau, durch das Schiller selbst auf seiner Reise nach Tübingen kam, bei ihrer Schwester weile.

Und nun die wichtige Frage: Was darf man aus dem späteren Leben und Verhalten der Frau Vischer

¹⁾ N. a. D. S. 428.

auf die frühere Zeit, insbesondere auf ihr Verhältnis zu Schiller schließen? Dabei ist wohl vor allem die Thatsache zu beachten, daß ihr Gemahl, Hauptmann Vischer, im Jahr 1779 starb. Also war zur Zeit, als Schiller bei der Witwe Wohnung nahm, diese — normale Verhältnisse vorausgesetzt — noch in ziemlich tiefer Trauer um ihren verstorbenen Gemahl. Daraus läßt sich vermuten, daß die Frau anfangs durchaus zurückhaltend war bei aller Freundlichkeit. Schiller selbst, der ihre Lage kannte, benahm sich ganz in entsprechender Weise. Er war freundlich und aufmerksam gegen die Witwe, welche durch sein Mitgefühl und seine Anteilnahme im Innersten erfreut war. Das that ihrem betäubten Herzen wohl. So entwickelte sich allmählich zwischen beiden ein freundschaftliches Verhältnis, das bald in eine gewisse Vertrautheit überging. Schiller selbst stand ja jetzt zum erstenmal einer Frau gegenüber, mit der er verkehren durfte, ja auf deren Verkehr er bis zu einem gewissen Grad angewiesen war. Früher in der Akademie war es anders gewesen. „Die Thore der Akademie öffneten sich Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben es zu sein.“ So hatte Schiller selbst in seiner Thalia ausgerufen. Da ist es denn begreiflich, wenn er sich an seine Hauswirtin, die alleinstehende Witwe, angeschlossen und ihr, da sie offenbar noch „interessant“ war, seine besondere Freundschaft widmete. Das war aber der Frau Hauptmann sehr willkommen. „Die magere Blondine“, sagt Minor¹⁾, „mit den verschwimmenden

¹⁾ A. a. D. I, 382.

blauen Augen war zum entbehrungsreichen Witwenstand weder alt noch wunschlos genug; ohne schön und geistreich zu sein, war sie doch pikant genug, um anzuziehen, und wenn aus ihrem späteren Verhalten ein Rückschluß erlaubt ist, so machte sie von ihrer Anziehungskraft gegenüber jüngeren Männern, die in ihrem Hause wohnten, nicht ungern Gebrauch.“ Dieser Rückschluß ist vollkommen richtig. Ich stimme Minor hierin ganz bei. Aber ich möchte noch besonders hervorheben, daß es absolut falsch wäre, wenn man daraus auch auf das Verhalten Schillers schließen würde, wenn man Schiller sozusagen in eine Linie mit Braun stellen würde. Ich behaupte vielmehr: der Fall Braun zeigt ganz klar, daß gerade das Gegenteil wahr ist. Wir müssen daraus schließen, daß Schiller sich ritterlich gehalten hat, daß er der Versuchung nicht erlegen ist, so stark sie auch war. Es hat sich hier annähernd vielleicht ein ähnliches Verhältnis abgespielt, wie später mit der Frau von Kalb¹⁾. Der Fall Braun beweist, daß Frau Vischer heißes Blut hatte und daß Schiller ebenso leicht wie Braun — oder sollte etwa der Adel von ihr besonders begünstigt worden sein? — zu Fall gekommen wäre, wenn er nicht zurückhaltend gewesen wäre. Ein Fehltritt Schillers hätte aber die Urteile seiner Freunde über ihn viel weniger günstig ausfallen lassen, als es thatsächlich der Fall ist. Und wie hätte der Dichter selbst, wenn dem so gewesen wäre, sich nachher dazu

¹⁾ Ein merkwürdig ähnlicher Fall wie hier mit der Frau Vischer liegt vor bei Friederike von Seseenheim, die auch nach ihrer Bekanntschaft mit Goethe gefallen ist.

gestellt? Hätte er sich nicht in bitterer Selbstanklage irgendwie und irgendwo geäußert?

Werfen wir einmal einen Blick in die Lauraoden und vergleichen damit die Wirklichkeit, wie sie sich in den Briefen des Dichters aus der gleichen Zeit wieder spiegelt! Da werden wir einen scharfen Gegensatz zwischen Poesie und Leben finden.

In dem „Vorwurf an Laura“ (Göbete 259) sagt der Dichter:

Seit das Mädchen meinen Sinn beschworen,
Haben mich die Jünglinge verloren,
Freundlos irr' ich und allein.

Lausch ich noch des Ruhmes Donnergloden?
Reizt mich noch der Lorbeer in den Locken?
Deine Leyr Apollo Zynthius? u. s. w.

„Freundlos“ irrt der Dichter! Und wie schreibt er doch um jene Zeit? „Seid mir schöne Kerls. Bin dagewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendfakterlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.“

Am 4. Februar 1781 schreibt er an Hoven über seine Elegie auf den Tod Weckherlins: „Bruder! ich fange an in Aktivität zu kommen, und das kleine hunds-wöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Namen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!“

Und an Petersen schrieb er im Frühjahr 1781: „Höre, Kerl! wenn's reuffiert! [Die Räuber.] Ich will

mir ein paar Bouteillen Burgunder drauf schmecken lassen.“

Wie sehr der Dichter um seinen Ruhm besorgt war, das zeigen uns noch ganz besonders seine vielen Briefe an Dalberg aus derselben Zeit. Uebrigens hat derselbe Dichter, der in dem „Vorwurf an Laura“ um der Geliebten willen auf den Ruhm verzichten will (wie besonders auch noch die beiden letzten Verse des Gedichtes zeigen), in einem andern Gedicht derselben Anthologie, das wir oben erwähnt haben, nämlich in der „Winternacht“ sich gerade entgegengesetzt über den Ruhm ausgesprochen.

Dort sagt er:

Hauch immer zu — und laß die Blasen springen;
Bleibt nur dies Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Gefängen —
Zum Lohn ein teutscher Lorbeerkranz.

Das ist der wahre Schiller!

Aber die Lauraoden haben auch noch eine andre Seite. Sie zeigen uns in der späteren Form, in der Schiller einzelne derselben unter seine Gedichte nachher aufgenommen hat, genau das Verhalten des Dichters in dieser Sache. Nur ein einziges Lied hat Schiller in den ersten Teil seiner Gedichte (1800) aus der Anthologie aufgenommen und dieses eine nur in ganz veränderter Form. So hat er vor allem aus der Laura eine Nanny gemacht. Das ist bedeutsam, daß er den Namen ändert. Der war ihm offenbar unangenehm. Andre Gedichte änderte er sonst oder kürzte sie, wie z. B. „Laura am Klavier“¹⁾. Es tauchten ihm eben zu viel

¹⁾ Vgl. Boas a. a. D. II, 127, 132 f., 139.

unangenehme Erinnerungen bei diesen Gedichten auf. Und warum? Lediglich infolge des Fehltritts der Frau Hauptmann. Er bekannte damit offen, daß diese in jenen Gedichten eine Rolle spiele, sagte sich aber damit zugleich öffentlich von ihr los. Und schon vorher (1794) bei seinem Besuch in Tübingen ignorierte er sie vollkommen. Ein Wort der Reue oder Selbstanklage findet sich aber nirgends: der Dichter fühlte sich frei von Schuld.

Die erwähnten Thatsachen gehören zu den gewichtigsten Beweisen dafür, daß hinter der Laura wirklich die Vischerin zu suchen ist. Das schließt indes nicht aus, daß neben dieser der Dichter auch noch andre Gestalten mit dem Namen Laura umfaßt hat. Boas behält eben immer wieder recht, wenn er sagt: „Schillers Laura und die Amalia des Räubers Moor sind Geschwister; sie gingen aus einer seltsamen Mischehe hervor. Beide verraten ihre Doppelnatur, denn wie auf dem Aetna mengt sich in ihnen Feuer und Eis: das Feuer einer rasenden Jünglingsphantasie und das Eis der starren Abstraktion“¹⁾. Ja man darf vielleicht noch weiter gehen. Das Verhältnis scheint mir bei der Laura ähnlich zu liegen, wie bei der Luise Miller. Wie letztere Züge von der Tochter Schwans, von der Schauspielerin Beck und, wie ich nachher ausführen werde, ganz besonders von Charlotte von Wolzogen an sich trägt, so ist auch die Laura keine einheitliche Gestalt. Aber während bei Luise Miller verschiedene lebende Personen eingewirkt haben, so ist es hier wesentlich die Phantasie des

¹⁾ N. a. D. II, 125.



Dichters, die hier thätig gewesen ist. Auf Rechnung der reinen Phantasie müssen wir vor allem die sinnlichen Stellen der Lauraoden schreiben. Man sieht diesen Stellen an, daß der Dichter, der junge Mediziner, wie schon oben ausgeführt wurde, eine gewisse Freude daran hatte, gerade das derb — erotisch — Sinnliche zum Ausdruck zu bringen. Er erinnert hier ganz an den alten Ovid, der auch in seiner Dichtung die reinste Sinnlichkeit verherrlicht, während er im Leben unbescholten war.

Vita verecunda est, musa iocosa mea sagt er in den Tristien.

Genau dasselbe gilt von Schiller, wie bekanntlich auch von Wieland.

Uebrigens brauchen wir nicht einmal so weit zu gehen, um die Sache zu verstehen. Solche Schilderungen finden sich auch bei andern schwäbischen Dichtern jener Zeit. So bei Reinhard, Stäudlin, Konz. In dem schon erwähnten Aufsatz über „Graf Reinhard als deutscher Dichter“ sagt Lang über Reinhard's Gedicht „Der Wollüstige“, es sei „ein phantastisches Gemälde, wie sie damals besonders beliebt waren. Aehnlich wie ein Ungenannter im Almanach die Wirkungen des Jorns, Stäudlin die der Eifersucht geschildert hat, so versucht sich Reinhard in einer Schilderung der Gewissensqualen eines Verworfenen. Selbst Konz hat den gleichen Gegenstand behandelt und ähnliche Vorwürfe kehren in Schillers Gedichten der Anthologie wieder: rhetorische Uebungen oder Ausschweifungen einer ungeheuerlichen Phantasie, die, selbst mit einem starken Zusatz lüsterner Sinnlich-

keit behaftet, gegen die Sinnlichkeit poltert“¹⁾). Danach liegt die Sache ganz klar. Schiller hat in seinen Laura-oden, ebenso im Venuswagen und andern ähnlichen Produkten jener Zeit, nicht mehr und nicht weniger starke Farben aufgetragen als andre schwäbische Dichter auch.

¹⁾ B. Seufferts Vierteljahrscr. f. Litt.-Gesch. VI, 257.

Wilhelmine Andreaä.

In neuerer Zeit hat Frau Vischer eine Rivalin erhalten in ihrer Nichte Wilhelmine Andreaä. Nicht Frau Vischer, sondern ihre Nichte ist Schillers Laura; diesen Satz stellte Professor A. Haack in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom Jahr 1861 Nr. 18 ff. auf. Es ist nur sehr merkwürdig, daß diese Hypothese bis jetzt so wenig zur Nachprüfung gereizt hat. Wenigstens finde ich im neuesten Göbcke (V. Bd. 1893) dieselbe mit keinem Wort erwähnt und noch weniger irgend eine Anzeige einer Kritik darüber¹⁾. Soviel ich sehe, hat sich in wissenschaftlichen Werken nur Weltrich und Minor damit beschäftigt. Der erstere behandelt die Sache nur kurz; er verweist auf den Anhang seines Buches. Wir werden also erst beim Abschluß seiner schönen Schillerbiographie Näheres erfahren. Im Text selbst macht er, wie mir scheint, einen recht glücklichen Versuch jene Hypothese abzuwehren. Er sagt nämlich dort²⁾: „Indem . . . Haack von seiner Hypothese uns über-

¹⁾ Erwähnt ist nur unter C, II. Ueber Schillerbildnisse S. 116. 5. A. Haack (sic!) Bildnisse des Dichters und seiner Jugendgeliebten. 1864.

²⁾ A. a. D. S. 428 Anm. 2.

er auch darin irrt, so hat er doch ganz richtig herausgefunden, daß Haakth selbst sagt, daß der Schwiegerjohn der Frau Wischer, Hofgärtner Bosch, seine Schwiegermutter für Schillers Laura gehalten hat. Haakth sagt genau — ich setze die ganze Stelle her —: „Erst nach Ablegung dieses Zeugnisses erfuhr Herr Bosch, daß das Bildnis als Pendant zu demjenigen Schillers gemalt sei, und daß nicht seine Schwiegermutter, sondern Frau B. als die echte Laura sich erweise.“

Das heißt doch wahrlich nichts andres, als daß Bosch ursprünglich der Ansicht war, Frau Wischer sei Schillers Laura gewesen, und daß er nachher durch Haakth erfuhr, daß dem nicht so sei. Anders lassen sich Haakths Worte gar nicht deuten. Es ist vollends unmöglich, was aber für Haakths Auffassung unbedingt nötig wäre, daraus die Gewißheit zu entnehmen, daß Bosch über das Verhältnis seiner Schwiegermutter zu Schiller gar nichts gewußt habe. Haakth scheint selbst das Mißliche seiner Behauptung gefühlt zu haben, denn in seinem Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung läßt er diesen Punkt weg. Da sagt er einfach: „Von unserer Seite nicht etwa befragt, ob er [Bosch] die ihm bekannte Frau B. in dem Bild erkenne, sondern einfach, wen das Bildnis wohl vorstelle, antwortete er alsbald: „Das ist Frau B., und ihr Bild ist vortrefflich; so und nicht anders hat sie ausgesehen¹⁾.“ Damit ist eben wiederum nur bewiesen, daß das Bild Wilhelmine Andrea darstellte; daß aber diese die Laura des Dichters Schiller war, folgt daraus nicht.

¹⁾ 1861, Nr. 21, S. 335.

Noch durch einen andern Hinweis sucht Haack das Anrecht der „Bischoerin“ auf die Rolle der Laura zu entkräften. Er sagt nämlich in dem Textblatt: „In der Familie der Frau Hauptmännin Bischoer fanden wir übrigens keineswegs eine Tradition, wonach dieselbe sich berühmt hätte, als wäre sie selbst die Gefeierte der Lauraoden; vielmehr ward uns nur die eine Aeußerung aus dem Munde der Freundin und Vertrauten des jungen Dichters bezeugt: er habe stets ihr zuerst seine Gedichte ‚zur Beurteilung‘ vorgelegt.“ Das wäre in der That ein gewichtiges Moment für die Beurteilung des Verhältnisses der beiden, wenn die Umstände günstiger wären. Aber die Sache liegt eben so, daß Frau Bischoer im Anfang überhaupt darauf bedacht sein mußte das Verhältniß verborgen zu halten, und später hinderten sie ihre Beziehungen zu dem Herrn von Braun, davon zu reden. Dagegen läßt sich wohl kaum etwas einwenden.

Schließlich möchte ich hier — nachher bei der Besprechung von Minors Urteil komme ich auf diesen Punkt nochmals zurück — noch einige andre Bemerkungen anfügen. Haack spricht in dem Textblatt und dann auch in seinem Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung wieder von einem ungedruckten Gedicht Schillers „an Laura“, „für dessen Echtheit die Beweise zu Gebote stehen“. In dem Textblatt teilt er aus demselben einige Strophen mit. Ich lasse sie hier folgen, da jenes Blatt nur schwer zu erhalten ist. In der Anfangsstrophe heißt es:

„Ach du hast das Wort gesprochen,
Das mein Erbenloos bestimmt,

Ueber mich den Stab gebrochen,
Der mir mehr als Leben nimmt —“

Die Schlußstrophe endet mit den Worten:

„Ha! in allen Pulsen glühet,
Mit der Feuer-Effe Gluth,
Ob der bessere Sinn sich mühet,
Dennoch dieses heiße Blut! —“

Auf dem Rand des Blattes, welches dieses angebliche Gedicht Schillers enthält, stehen nach Haafhs Bemerkung in der Allgemeinen Zeitung¹⁾ drei Strophen von der Hand Wilhelminens flüchtig mit der Bleifeder geschrieben, deren Anfangstrophe laute:

„Als du sagtest, ich muß scheiden,
Faßt ich jene Drohung kaum —“

Die zweite beginne:

„Die Schreckenszeit, sie ist gekommen;
Furcht umringt mich und Gefahr —“

und die dritte:

„O könnte dich ein Unfall kränken,
Dich, den mein treuer Arm umwand —“

Dazu bemerkt Haafh in der Allgemeinen Zeitung: „Diese Strophen, an Schiller gesandt (denn aus seinem Haus stammt das Blatt) — wie vermochten sie anders als die Liebe des Dichters — die hoffnungslose — zu steigern.“ So Haafh. Ich gestehe, daß mir das höchst sonderbar vorkommt. Das Gedicht soll aus Schillers Haus stammen. Also hätte Wilhelmine Schillers Gedicht wieder zurückgeschickt und als Randbemerkung

¹⁾ 1861, Nr. 19, S. 298.

„flüchtig mit der Bleifeder geschrieben“ ihr eigenes Gedicht sozusagen als Pendant daneben gesetzt. Aber, frage ich, wohin hat sie es denn gesandt? Haack sagt nämlich, das Gedicht an Laura sei entstanden, nachdem die Kunde von ihrer Verlobung den Dichter bald nach seiner Flucht aus der Heimat erreicht habe. Das wäre nicht undenkbar. Aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, ja abgeschmackt erscheint es, daß Wilhelmine Andrea des Dichters Gedicht wieder zurücksandte und ein eigenes „flüchtig“ daneben schrieb. Wer kann das glauben! Freilich ist es auch schon unwahrscheinlich, daß der Dichter kurz nach der Flucht Zeit und Lust gehabt hätte, an „Minna“ ein Gedicht zu richten und ihr sogar zuzusenden. Da sollte Haack doch auch an das Gedicht in der Anthologie „An Minna“, das er selbst auch einmal erwähnt, denken. Da heißt es:

Meine Minna geht vorüber?

Meine Minna kennt mich nicht? u. s. w.

So sang Schiller in der Anthologie, also lange vor der Verlobung „Minnas“. Schon damals war demnach das Verhältnis Schillers zu Minna, wenn es je einmal wirklich ernster Art gewesen war, gelöst. Wenn auch nur die Eifersucht auf Stäudlin, wie es heißt, Schiller das Gedicht ausgepreßt hat, damit hat er sich selbst jede Möglichkeit der Fortdauer einer guten Beziehung zu Minna genommen. Dies Gedicht konnte ihm „Minna“ sicher nie verzeihen. Und nun soll Schiller nach seiner Flucht auf die Nachricht von „Minnas“ Verlobung ein Abschiedsgedicht an Laura — Minna gerichtet und diese sogar es noch beantwortet haben! Das

ist nach meinem Gefühl undenkbar. Daraus folgt aber mit ziemlicher Sicherheit, daß das fragliche Gedicht nicht von Schiller herrührt.

Das Gedicht Schillers „An Minna“ führt indes auch noch zu einem andern Ergebnis. Wenn es nämlich, wie festzustehen scheint, wirklich an Wilhelmine Andreat gerichtet ist, so folgt schon daraus allein, daß Wilhelmine nicht auch zugleich die Laura der Lauraoden sein kann. Das ist schwerlich zu widerlegen. Schon der ganze Charakter und Inhalt der Lauraengebichte beweist das. Sie lassen sich in dieser Hinsicht gar nicht mit dem Gedicht „an Minna“ vergleichen. Das ist ein ganz anderer Ton, eine ganz andre Situation. Dort findet der Dichter Erhörung bei seiner Geliebten, hier hat er einem Nebenbuhler weichen müssen. Dabei kommt noch ganz besonders in Betracht, daß alle diese Gedichte gleichzeitig in der Anthologie erschienen sind, also wohl auch so ziemlich wenigstens nahe der Zeit nach bei einander sind, was bei der Jugendlichkeit des Dichters nicht anders möglich war. Auch die Verschiedenheit der Namen spricht gegen die Identität der beiden Personen.

Daß zwischen dem angeblich Schillerschen Gedicht und dem Wilhelminens überhaupt gar kein recht verständlicher Zusammenhang besteht, will ich nur andeuten; die Sache liegt zu sehr auf der Hand.

Haath redet ferner¹⁾ von einem zweiten ungedruckten Gedicht Schillers, welches aus der Familie von Hoven stamme und von Gliedern derselben Schillern ausdrücklich vindiziert ward. Es befinde sich im Besitz eines

¹⁾ Allg. Stg. 1861, Beil. Nr. 19, S. 298 Anm.

Wenigstens ist in dem schon erwähnten, ausführlichen Aufsatz W. Langs über „Graf Reinhard als deutscher Dichter¹⁾“ auch mit keiner Silbe ein solches Verhältnis erwähnt. Nur eine Elegie „An Minna“ wird ihm dort — aber nicht einmal absolut sicher — zugeschrieben²⁾. Diese stammt indes erst aus dem Jahre 1786. Im Jahr 1783 heiratete aber Wilhelmine Andreaä bereits. So wird sie wohl schwerlich diese Minna sein, es müßte denn nur das Gedicht schon früher entstanden und erst 1786 veröffentlicht worden sein (in Stäudlins Blumenlese). Uebrigens kann von einem Liebesverhältnis Reinharbs zu Wilhelmine auch nicht gut die Rede sein. Er war nach Lang³⁾ in den Jahren 1778—1783 im Tübinger Stift, vorher in den Klosterschulen und noch früher in der Lateinschule in Schorndorf. Im September 1781 pilgerte er mit Conz von Tübingen nach Stuttgart, um Schiller kennen zu lernen. Ein weiterer Besuch vor 1783, in welchem Jahre Wilhelmine Andreaä heiratete, wie eben erwähnt, ist zwar möglich, aber nicht sicher bezeugt⁴⁾. Da kann also Reinharbs Bekanntschaft mit Wilhelmine, die sicherlich nur in Stuttgart erfolgte, nur eine ganz flüchtige gewesen sein. Lang spricht von „leichten Banden der Zärtlichkeit“, die Reinhard in Stuttgart „angeknüpft“ habe⁵⁾. Von Wilhelmine Andreaä redet er aber nicht. Ueber diese

¹⁾ Seuffert, Vierteljahrsh. f. Litt.-Gesch. VI, 251 ff.

²⁾ M. a. D. S. 267.

³⁾ M. a. D. S. 253.

⁴⁾ Vgl. Lang „Die Jugendjahre des Grafen Reinhard“ in den Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. N. F. (1893) II, 73.

⁵⁾ Württ. Vierteljahrsh. 2c. II, 73.

keit behaftet, gegen die Sinnlichkeit poltert“¹⁾). Danach liegt die Sache ganz klar. Schiller hat in seinen Laura-oden, ebenso im Venuswagen und andern ähnlichen Produkten jener Zeit, nicht mehr und nicht weniger starke Farben aufgetragen als andre schwäbische Dichter auch.

¹⁾ B. Seufferts Vierteljahrscr. f. Litt.-Gesch. VI, 257.

Wilhelmine Andreaä.

In neuerer Zeit hat Frau Vischer eine Rivalin erhalten in ihrer Nichte Wilhelmine Andreaä. Nicht Frau Vischer, sondern ihre Nichte ist Schillers Laura; diesen Satz stellte Professor A. Haackh in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom Jahr 1861 Nr. 18 ff. auf. Es ist nur sehr merkwürdig, daß diese Hypothese bis jetzt so wenig zur Nachprüfung gereizt hat. Wenigstens finde ich im neuesten Göbete (V. Bd. 1893) dieselbe mit keinem Wort erwähnt und noch weniger irgend eine Anzeige einer Kritik darüber¹⁾. Soviel ich sehe, hat sich in wissenschaftlichen Werken nur Weltrich und Minor damit beschäftigt. Der erstere behandelt die Sache nur kurz; er verweist auf den Anhang seines Buches. Wir werden also erst beim Abschluß seiner schönen Schillerbiographie Näheres erfahren. Im Text selbst macht er, wie mir scheint, einen recht glücklichen Versuch jene Hypothese abzuwehren. Er sagt nämlich dort²⁾: „Indem . . . Haackh von seiner Hypothese uns über-

¹⁾ Erwähnt ist nur unter C, II. Ueber Schillerbildnisse S. 116. 5. A. Haackh (sic!) Bildnisse des Dichters und seiner Jugendgeliebten. 1864.

²⁾ A. a. D. S. 428 Anm. 2.

zeugen möchte, erzählt er, ein in seinem Besitze befindliches weibliches Bildnis sei dem Hofgärtner Bosc, dem, damals mehr als achtzigjährigen Tochtermann der Hauptmännin Vischer', gezeigt und von diesem als Wilhelminens Porträt erkannt worden; dabei entschlüpft ihm die Bemerkung, erst nach Ablegung dieses Zeugnisses habe Herr Bosc erfahren, daß nicht seine Schwiegermutter, sondern Wilhelmine Andread als die echte Laura sich erweise'. Es ist aber doch von Gewicht, daß der Schwiegersohn Luifens zeitlebens andern Glaubens gewesen war."

Weltrichs Darstellung ruht auf dem von Haack zu den „Bildnissen des Dichters und seiner Jugendgeliebten“ veröffentlichten Textblatt. Dieses ist aber nicht, wie Weltrich angibt¹⁾, vom Januar 1864 datiert, sondern vom 6. Dezember 1860. In der That eine große Differenz! Allein ein zweites Textblatt existiert wohl kaum und Weltrich hat auch, wie seine Citate zeigen, unzweifelhaft jenes Original, welches heutzutage nur schwer zu bekommen ist, benützt. Ich selbst habe das Blatt auf verschiedenen Bibliotheken vergeblich zu erhalten gesucht und erst der Güte des Herrn Professor Kräutle in Stuttgart, der „Schiller und Laura“ gestochen hat, verdanke ich die Einsicht in dasselbe. Es ist mir nun sehr verwunderlich, wie Weltrich, der das Blatt ebenfalls in Händen hatte, aus dem von Haack beigefügten Datum: „Stuttgart, 6. Dezember 1860“ den Januar 1864 machen konnte. Für seine Beweisführung ist freilich dieses Datum ohne Belang. Wenn

¹⁾ N. a. D. S. 428 N. 2.

er auch darin irrt, so hat er doch ganz richtig herausgefunden, daß Haath selbst sagt, daß der Schwiegerohn der Frau Bischer, Hofgärtner Bosc, seine Schwiegermutter für Schillers Laura gehalten hat. Haath sagt genau — ich setze die ganze Stelle her —: „Erst nach Ablegung dieses Zeugnisses erfuhr Herr Bosc, daß das Bildnis als Pendant zu demjenigen Schillers gemalt sei, und daß nicht seine Schwiegermutter, sondern Frau B. als die echte Laura sich erweise.“

Das heißt doch wahrlich nichts andres, als daß Bosc ursprünglich der Ansicht war, Frau Bischer sei Schillers Laura gewesen, und daß er nachher durch Haath erfuhr, daß dem nicht so sei. Anders lassen sich Haaths Worte gar nicht deuten. Es ist vollends unmöglich, was aber für Haaths Auffassung unbedingt nötig wäre, daraus die Gewißheit zu entnehmen, daß Bosc über das Verhältnis seiner Schwiegermutter zu Schiller gar nichts gewußt habe. Haath scheint selbst das Mißliche seiner Behauptung gefühlt zu haben, denn in seinem Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung läßt er diesen Punkt weg. Da sagt er einfach: „Von unserer Seite nicht etwa befragt, ob er [Bosc] die ihm bekannte Frau B. in dem Bild erkenne, sondern einfach, wen das Bildnis wohl vorstelle, antwortete er alsbald: „Das ist Frau B., und ihr Bild ist vortrefflich; so und nicht anders hat sie ausgesehen¹⁾.“ Damit ist eben wiederum nur bewiesen, daß das Bild Wilhelmine Andreaä darstellte; daß aber diese die Laura des Dichters Schiller war, folgt daraus nicht.

¹⁾ 1861, Nr. 21, S. 335.

Noch durch einen andern Hinweis sucht Haack das Anrecht der „Wischerin“ auf die Rolle der Laura zu entkräften. Er sagt nämlich in dem Textblatt: „In der Familie der Frau Hauptmännin Wischer fanden wir übrigens keineswegs eine Tradition, wonach dieselbe sich berühmt hätte, als wäre sie selbst die Gefeierte der Lauraoden; vielmehr ward uns nur die eine Aeußerung aus dem Munde der Freundin und Vertrauten des jungen Dichters bezeugt: er habe stets ihr zuerst seine Gedichte ‚zur Beurteilung‘ vorgelegt.“ Das wäre in der That ein gewichtiges Moment für die Beurteilung des Verhältnisses der beiden, wenn die Umstände günstiger wären. Aber die Sache liegt eben so, daß Frau Wischer im Anfang überhaupt darauf bedacht sein mußte das Verhältniß verborgen zu halten, und später hinderten sie ihre Beziehungen zu dem Herrn von Braun, davon zu reden. Dagegen läßt sich wohl kaum etwas einwenden.

Schließlich möchte ich hier — nachher bei der Besprechung von Minors Urteil komme ich auf diesen Punkt nochmals zurück — noch einige andre Bemerkungen anfügen. Haack spricht in dem Textblatt und dann auch in seinem Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung wieder von einem ungedruckten Gedicht Schillers „an Laura“, „für dessen Echtheit die Beweise zu Gebote stehen“. In dem Textblatt teilt er aus demselben einige Strophen mit. Ich lasse sie hier folgen, da jenes Blatt nur schwer zu erhalten ist. In der Anfangsstrophe heißt es:

„Ach du hast das Wort gesprochen,
Das mein Erdenloos bestimmt,

Ueber mich den Stab gebrochen,
Der mir mehr als Leben nimmt —“

Die Schlußstrophe endet mit den Worten:

„Ha! in allen Pulsen glühet,
Mit der Feuer-Esse Gluth,
Ob der bessere Sinn sich mühet,
Dennoch dieses heiße Blut! —“

Auf dem Rand des Blattes, welches dieses angebliche Gedicht Schillers enthält, stehen nach Haakhs Bemerkung in der Allgemeinen Zeitung¹⁾ drei Strophen von der Hand Wilhelminens flüchtig mit der Bleifeder geschrieben, deren Anfangsstrophe laute:

„Als du sagtest, ich muß scheiden,
Faßt ich jene Drohung kaum —“

Die zweite beginne:

„Die Schreckenszeit, sie ist gekommen;
Furcht umringt mich und Gefahr —“

und die dritte:

„O könnte dich ein Unfall kränken,
Dich, den mein treuer Arm umwand —“

Dazu bemerkt Haakh in der Allgemeinen Zeitung: „Diese Strophen, an Schiller gesandt (denn aus seinem Haus stammt das Blatt) — wie vermochten sie anders als die Liebe des Dichters — die hoffnungslose — zu steigern.“ So Haakh. Ich gestehe, daß mir das höchst sonderbar vorkommt. Das Gedicht soll aus Schillers Haus stammen. Also hätte Wilhelmine Schillers Gedicht wieder zurückgeschickt und als Randbemerkung

¹⁾ 1861, Nr. 19, S. 298.

„flüchtig mit der Bleifeder geschrieben“ ihr eigenes Gedicht sozusagen als Pendant daneben gesetzt. Aber, frage ich, wohin hat sie es denn gesandt? Haack sagt nämlich, das Gedicht an Laura sei entstanden, nachdem die Kunde von ihrer Verlobung den Dichter bald nach seiner Flucht aus der Heimat erreicht habe. Das wäre nicht undenkbar. Aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, ja abgeschmackt erscheint es, daß Wilhelmine Andread des Dichters Gedicht wieder zurücksandte und ein eigenes „flüchtig“ daneben schrieb. Wer kann das glauben! Freilich ist es auch schon unwahrscheinlich, daß der Dichter kurz nach der Flucht Zeit und Lust gehabt hätte, an „Minna“ ein Gedicht zu richten und ihr sogar zuzusenden. Da sollte Haack doch auch an das Gedicht in der Anthologie „An Minna“, das er selbst auch einmal erwähnt, denken. Da heißt es:

Meine Minna geht vorüber?

Meine Minna kennt mich nicht? u. s. w.

So sang Schiller in der Anthologie, also lange vor der Verlobung „Minnas“. Schon damals war demnach das Verhältnis Schillers zu Minna, wenn es je einmal wirklich ernster Art gewesen war, gelöst. Wenn auch nur die Eifersucht auf Stäudlin, wie es heißt, Schiller das Gedicht ausgepreßt hat, damit hat er sich selbst jede Möglichkeit der Fortdauer einer guten Beziehung zu Minna genommen. Dies Gedicht konnte ihm „Minna“ sicher nie verzeihen. Und nun soll Schiller nach seiner Flucht auf die Nachricht von „Minnas“ Verlobung ein Abschiedsgedicht an Laura — Minna gerichtet und diese sogar es noch beantwortet haben! Das

ist nach meinem Gefühl undenkbar. Daraus folgt aber mit ziemlicher Sicherheit, daß das fragliche Gedicht nicht von Schiller herrührt.

Das Gedicht Schillers „An Minna“ führt indes auch noch zu einem andern Ergebnis. Wenn es nämlich, wie festzustehen scheint, wirklich an Wilhelmine Andreat gerichtet ist, so folgt schon daraus allein, daß Wilhelmine nicht auch zugleich die Laura der Lauraoden sein kann. Das ist schwerlich zu widerlegen. Schon der ganze Charakter und Inhalt der Lauragedichte beweist das. Sie lassen sich in dieser Hinsicht gar nicht mit dem Gedicht „an Minna“ vergleichen. Das ist ein ganz anderer Ton, eine ganz andre Situation. Dort findet der Dichter Erhörung bei seiner Geliebten, hier hat er einem Nebenbuhler weichen müssen. Dabei kommt noch ganz besonders in Betracht, daß alle diese Gedichte gleichzeitig in der Anthologie erschienen sind, also wohl auch so ziemlich wenigstens nahe der Zeit nach bei einander sind, was bei der Jugendlichkeit des Dichters nicht anders möglich war. Auch die Verschiedenheit der Namen spricht gegen die Identität der beiden Personen.

Daß zwischen dem angeblich Schillerschen Gedicht und dem Wilhelminens überhaupt gar kein recht verständlicher Zusammenhang besteht, will ich nur andeuten; die Sache liegt zu sehr auf der Hand.

Haack redet ferner¹⁾ von einem zweiten ungedruckten Gedicht Schillers, welches aus der Familie von Hoven stamme und von Gliedern derselben Schillern ausdrücklich vindiziert ward. Es befinde sich im Besitz eines

¹⁾ Allg. Ztg. 1861, Beil. Nr. 19, S. 298 Anm.

Dr. G. Hoffmann zu Stuttgart, und werde durch ihn (Haack) gleichfalls mit dem ersteren zur Veröffentlichung gelangen. Es gehöre einer früheren Epoche der Liebe des Dichters an und enthalte einen Preis der „blauen Augen“ (weil „die Schönste aller Schönen“ — „Himmelblaue Augen trägt“).

Für die Bedeutung der beiden Gedichte erwähne ich die eine Thatsache, daß alle beide, soviel bekannt, bis heute noch nicht ganz gedruckt sind. Daraus darf man aber mit Sicherheit auf die Unechtheit derselben schließen. Ja ich möchte fast glauben, daß Haack selbst noch zu dieser Erkenntnis gelangt ist, denn sonst hätte er sie doch irgendwo veröffentlicht. In der Schillerlitteratur jedoch ist darüber nirgends etwas bekannt.

Gegen die Echtheit des Gedichtes „an Laura“ spricht vor allem der Charakter desselben. Es ist im Vergleich zu den übrigen Lauragedichten viel zu mild und zahm. Der Anfang zumal will gar nicht in die Sturm- und Drangzeit des Dichters passen.

Vielleicht stammt das Gedicht von einem der übrigen Verehrer Wilhelminens. Das Mädchen wurde nämlich nach Haack „frühe von Anbetern umgeben“ und von jungen schwäbischen Dichtern „neben Schiller von Gotthold Stäublin, von Conz, von dem späteren Grafen Reinhard in zahlreichen gedruckten und ungedruckten Gedichten gefeiert“. Da ist es meines Erachtens doch auch nicht ausgeschlossen, daß das Gedicht einen andern jungen Dichter zum Verfasser hat. Von Stäublin wird es allerdings wohl kaum herrühren. Es ist überhaupt schwerlich festzustellen, wem das Gedicht zuzuschreiben ist. So darf man auch kaum an Reinhard denken.

Wenigstens ist in dem schon erwähnten, ausführlichen Aufsatz W. Langs über „Graf Reinhard als deutscher Dichter¹⁾“ auch mit keiner Silbe ein solches Verhältniß erwähnt. Nur eine Elegie „An Minna“ wird ihm dort — aber nicht einmal absolut sicher — zugeschrieben²⁾. Diese stammt indes erst aus dem Jahre 1786. Im Jahr 1783 heiratete aber Wilhelmine Andreaä bereits. So wird sie wohl schwerlich diese Minna sein, es müßte denn nur das Gedicht schon früher entstanden und erst 1786 veröffentlicht worden sein (in Stäudlins Blumenlese). Uebrigens kann von einem Liebesverhältniß Reinhardts zu Wilhelmine auch nicht gut die Rede sein. Er war nach Lang³⁾ in den Jahren 1778—1783 im Tübinger Stift, vorher in den Klosterschulen und noch früher in der Lateinschule in Schorndorf. Im September 1781 pilgerte er mit Conz von Tübingen nach Stuttgart, um Schiller kennen zu lernen. Ein weiterer Besuch vor 1783, in welchem Jahre Wilhelmine Andreaä heiratete, wie eben erwähnt, ist zwar möglich, aber nicht sicher bezeugt⁴⁾. Da kann also Reinhardts Bekanntschaft mit Wilhelmine, die sicherlich nur in Stuttgart erfolgte, nur eine ganz flüchtige gewesen sein. Lang spricht von „leichten Banden der Zärtlichkeit“, die Reinhard in Stuttgart „angeknüpft“ habe⁵⁾. Von Wilhelmine Andreaä redet er aber nicht. Ueber diese

1) Seuffert, Vierteljahrsh. f. Litt.-Gesch. VI, 251 ff.

2) A. a. D. S. 267.

3) A. a. D. S. 253.

4) Vgl. Lang „Die Jugendjahre des Grafen Reinhard“ in den Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. N. F. (1893) II, 73.

5) Württ. Vierteljahrsh. 2c. II, 73.

Verhältnisse des Grafen könnte vielleicht sein Nachlaß, der leider zur Zeit nicht zugänglich ist, Aufklärung bringen. Vielleicht würden wir daraus auch genauere Einsicht über seine Beziehungen zu Schiller gewinnen können. Möchten sich doch die Nachkommen Reinharths entschließen den Nachlaß der litterarischen Forschung zu öffnen!

Während aber aus dem Nachlaß Reinharths immer noch eine gewisse Aufklärung über diesen oder jenen dunklen Punkt im Leben Schillers wenigstens noch erwartet werden kann, so ist leider von dem Freunde Schillers, der wohl allein die sicherste Auskunft in dieser Angelegenheit hätte geben können, nämlich von Lieutenant Kapf, wie es scheint, fast gar kein Nachlaß vorhanden. Ein Wort Kapfs, des Zimmergenossen Schillers, während er Militärarzt war, hätte die endgültige Lösung der Laurafrage herbeiführen können. Darum ist der Mangel eines litterarischen Nachlasses desselben, wie wir solche von Schillers Freunden Petersen, Scharffenstein, Lempp u. a. besitzen, sehr zu bedauern.

Doch ich werde darüber nachher noch handeln und zunächst Minors Stellung in der Laurafrage beleuchten, um diese dann ganz zu erledigen. Ich behandle dieselbe ausführlicher, da die Haaksche Hypothese bis jetzt von der Kritik wenig oder nicht beachtet wurde.

Minor geht einen Schritt weiter als Weltrich; er erkennt in Wilhelmine Andreak eine Geliebte Schillers an, aber nicht die Laura findet er in derselben, sondern die Minna in den Minnaliedern. Es sei dieselbe Minna, die auch Stäudlin besingt und zwar um dieselbe Zeit. Stäudlin werde als Rivale Schillers in der Liebe bezeichnet. „Wenn sich nun Haaks Bericht in Bezug

auf Stäudlin bestätigt und Minna wirklich von ihm geliebt und besungen worden ist, so wird er auch in betreff Schillers die Wahrheit enthalten¹⁾." Minor verhält sich also etwas skeptisch, er glaubt zwar, daß Haafhs Angaben richtig seien, aber er erachtet noch weitere Bestätigung für notwendig, um ganz sicher zu sein. Aber eines hält er ebenso für falsch, nämlich die Ansicht, daß Wilhelmine Andreaä des Dichters Laura gewesen sei. Minor würdigt diese Hypothese nicht einmal einer Widerlegung. Doch verdienen vielleicht einige Ausführungen Haafhs, daß wir sie genauer betrachten. So vor allem die Stelle, welche über das Gedicht „Die Freigeisterei der Leidenschaft: als Laura vermählt war im Jahre 1782“ handelt. Darüber sagt Haafh²⁾: Dieses Gedicht „ist ein wahrheitstreues Dokument zur Geschichte des Dichters; nur die Angabe des Jahres ist falsch, denn in den Herbst des folgenden Jahres fällt das Ereignis. Der Sturm, den das unheilvolle Wiedersehen der geliebten und liebenden Gattin — eines andern! — in dem Herzen des Dichters angefaßt, rast in der ‚Freigeisterei‘.“ Eine Zeile vorher sagt Haafh, die Vermählung Lauras sei im Juni 1783 erfolgt, und jetzt sagt er im Herbst. Wie reimt sich das? Doch das nur nebenbei als Beispiel dafür, wie Haafh verfährt. Viel wichtiger ist die Thatsache, die Haafh offenbar entging, daß in demselben Jahre 1783 auch Charlotte von Kalb heiratete, und zwar gerade im Herbst (25. Oktober)³⁾. Das ist in der That ein merk-

¹⁾ Minor a. a. D. I, 576.

²⁾ Allg. Ztg. 1861, Beil. Nr. 19, S. 298.

³⁾ S. Minor a. a. D. II, 337.

würdiges Zusammentreffen. Das Gedicht erschien zuerst in der Thalia 1786, also lange nach dem Abschluß der beiden Heiraten. Es ist nun zweifellos, daß Schiller wenigstens das Jahresdatum beider Heiraten bekannt war. Da fällt es denn auf, wenn er eine der beiden darunter gemeint hat, daß er gerade das Jahr 1782 das Jahr vorher genannt hat. Warum nicht etwa das folgende Jahr 1784? Und warum nicht vor allem das Jahr 1783 selbst? Die richtige Antwort auf diese Frage zu geben, ist schwer, da sich für die eine wie für die andre Angabe Gründe anführen ließen. Man muß eben annehmen, daß Schiller absichtlich, um irre zu führen, dieses Datum gewählt hat, wenn man es nicht vorzieht einfach zu sagen, der Dichter hat sich geirrt. Allein das darf man dem Dichter wohl kaum zutrauen in einem solchen Fall. So ist und bleibt eben die Sache schwierig. Ja von diesem Standpunkt aus wäre es sogar möglich, daß auch Haath mit seiner Hypothese recht hätte, wenn nur die historischen Thatfachen nicht dagegen sprächen.

So könnte man auch auf eine — freilich ganz nahe liegende — andre Person kommen und diese dahinter suchen. Ich meine die eigentliche Laura, Frau Bischer. Sollte man nicht an diese denken dürfen? Sollte nicht der Dichter die „Vermählung“ Lauras mit Braun im Auge haben, vom Jahr 1785? Das Gedicht erschien ja erst 1786. Sollte so 1783 Druckfehler sein statt 1785, der Setzer die Zahl 3 mit 5 verwechselt haben? Das wäre nicht undenkbar. Aber es gilt so ziemlich als erwiesen, daß das Gedicht auf die Mannheimer Zeit geht. Minor sagt: „Daß die beiden ungestümsten

Dichtungen, welche jemals aus Schillers Feder geflossen sind, dem Verhältnisse zu Charlotte von Kalb entsprungen sind, duldet schlechterdings keinen Zweifel¹⁾." Die beiden Dichtungen sind „Die Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Die Resignation“. Da ist also jede weitere Erwägung überflüssig; aber als besonders bedeutsam muß es bezeichnet werden, daß der Dichter den Namen Laura auch auf Charlotte von Kalb anwendet. Ich sehe darin eine gewisse Bestätigung meiner oben (S. 64 f.) ausgesprochenen Ansicht, daß Laura wie Luise Miller keine einheitliche Gestalt sei, sondern daß des Dichters Phantasie ebenso sehr auf diese Gestalt gewirkt habe, wie die Wirklichkeit.

Aber noch einen Punkt aus Haakhs Aufsatz möchte ich hervorheben. Haakh redet nämlich von zwei Gemälden, das eine Schiller, das andre als Gegenstück Laura — Andread darstellend. Nach seinen Ausführungen scheint es fast keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Gemälde in der That Schiller und Wilhelmine Andread zum Gegenstand haben. Aber er zieht daraus den falschen Schluß, daß darum auch Wilhelmine Andread die Laura sein müsse. Besonders merkwürdig ist es, wie er sich die Entstehung der Gemälde denkt. Er ist der Ansicht, daß zu denselben der Dichter ebenso gesehen habe, wie Wilhelmine. Aber wann? Darüber erhalten wir keine klare Auskunft. Einen Anhalt für seine Zeitbestimmung dürfen wir, wenn ich recht verstehe, in dem Urtheil über das Bild Wilhelminens sehen. Darüber sagt nämlich Haakh²⁾: „Es tritt uns in demselben das Bild einer Frau von dem Alter entgegen, in dem Wilhelmine, ge-

¹⁾ A. a. D. II, 347.

²⁾ A. a. D. Nr. 22, S. 350.

boren im Jahr 1764, zu der Zeit stund, da der Dichter zu Besuch in seiner Heimat weilte (1794).“ Danach ist Haath offenbar der Meinung, daß das Bild 1794 entstanden sei. Diese seine Meinung kommt noch deutlicher zum Ausdruck, wenn wir sehen, was er über die Entstehung des Schillerschen Bildes bemerkt. Dasselbe sei, wie das der Laura—Wilhelmine, dazu bestimmt gewesen, „die Tage der Jugend in Erinnerung zu rufen“. Darum sei einmal die Wilhelmine dargestellt worden zwar in entsprechendem Alter, aber doch mit aufgelösten Haaren, um so wenigstens an die Jungfrau zu erinnern. Bei dem Dichter selbst denkt sich Haath die Sache so. „Nahe genug“, sagt er, „lag auf seiten des Dichters der Wunsch, daß der Maler . . . die von körperlichen Leiden in sein Antlitz gegrabenen Furchen entferne und den Schein des höheren Alters, den dieselben herbeigeführt, hinwegnehme.“ Dazu möge mir nur die Frage erlaubt sein: war es da unbedingt nötig, wie Haath sagt, daß der Dichter zu dem Bilde saß, wenn das Bild doch verjüngt werden sollte? Lag es da nicht viel näher, nach einem früheren Bild zu arbeiten? In der That nimmt Haath selbst trotz seines ersten Standpunktes etwas ähnliches an. Er sagt nämlich, er besitze ein in Lebensgröße gemaltes Brustbild Schillers, das mit dem andern große Aehnlichkeit habe. „Auffallend ist . . . die Uebereinstimmung des einen und des andern Bildes in betreff der Gesichtsbildung (und vor allem der Nase . . .) und auffallend die Uebereinstimmung in betreff des Kostümes.“ Das erstere Bild, sagt Haath, hätten Schillers Freunde ihm bei seinem Austritt aus der Karlschule verehrt, es stelle ihn als Medikus dar, das Rezept

in der Hand haltend. Wenn nun dem so ist — ich wage freilich daran etwas zu zweifeln —, so muß ich eben annehmen, daß das zweite Bild nach dem ersten gemacht ist. Daß aber dazu eine besondere „Sitzung“ des Dichters nötig war, das kann ich nicht glauben. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß in einem solchen Fall der Maler ein lebendes Modell nicht mehr brauchte. Ich will indes auch gleich weiter bemerken, daß ich nimmermehr glauben kann, daß der Dichter sich zu solchen Dingen hergegeben oder gar derartiges gewünscht hätte. „Diese Jugendliebe sollten die Bilder verewigen;“ ist bei Haackh weiter zu lesen, „als historische Erinnerung sollten sie dienen, eine poetische Genugthuung gewähren. Längst war die Leidenschaft entflohen; das Andenken an die Liebe sollte dauern. Wenn wir annehmen, daß der Dichter, in lebhaft erregtem Augenblick von solchen Gedanken erfüllt, zur Entstehung der Bilder den Anstoß gab: wer möchte die psychologische Begreiflichkeit solcher Handlung in Abrede stellen?“ Sollte das wirklich der Fall sein? Sollte es wirklich möglich sein, daß Schiller im Jahr 1794 — denn in diesem Jahr müssen nach Haackhs ganzer Darstellung die Bilder entstanden sein — einen solch tollen Streich — ich wüßte keinen andern Namen für ein solches Gebaren — ausführte? Es hätte ihm die Schamröthe ins Gesicht treiben müssen, wenn er 1794 als glücklicher Gatte und eben erst auch Vater eines lieblichen Knaben geworden einen solchen Schritt begangen hätte. Das ist einfach geradezu unmöglich; er, der kranke Mann, der Heilung in seiner Heimat suchte, konnte nicht auf solch sonderbare Einfälle geraten. Und Wilhelmine Andread selbst? War die nicht

auch seit 1783, also schon viel länger als der Dichter, glücklich verheiratet? Konnte vollends sie als Frau auf den Gedanken kommen sich als Gegenstück zu ihrem früheren Anbeter, den sie nach Schillers eigener Dichtung („An Minna“) abgewiesen hatte, jetzt nach so langer Zeit malen zu lassen? Wo bleibt da die Logik? Die Bilder mögen entstanden sein, wie sie wollen, ein solcher Anlaß kann nimmermehr stattgefunden haben.

Ferner sei noch zu allem Ueberfluß hier erwähnt, daß auch in der vorhandenen Litteratur — ich meine vor allem in den Briefen — mit keinem Worte irgendwo eine Erwähnung oder auch nur Anspielung der betreffenden Bilder sich findet. Schiller hat sich ja gerade im Jahr 1794 von Ludovike Simanowiz (fast lebensgroß) malen lassen und ist damals auch seinem Freunde, dem Bildhauer Dannecker, zu einem Bildnis geseffen. Wie konnte er noch auf den Einfall kommen, sich nochmals in verjüngter Weise darstellen zu lassen? Wie mag man ihm so etwas zuschreiben? Außerdem ist noch zu bedenken, daß Schiller damals auf seine Kosten von der Simanowiz auch seine Eltern malen ließ. Das kostete ihn eine hübsche Summe; da nun seine Finanzen nicht gerade glänzend standen, so wird er wohl jede weitere, nicht gerade nötige Ausgabe vermieden haben, denn er war, wie ein Blick in seinen Kalender zeigt, ein umsichtiger Geschäftsmann und sparsamer Familienvater. Schließlich noch ein Wort über das andre von Haack erwähnte und damals in seinem Besitz befindliche Bildnis Schillers. Dasselbe soll ein Originalbildnis des Dichters sein, vermutlich wie das erstere von — Heibeloff gemalt. Es ist mir nun sehr verwunderlich, daß Haack das Bildnis

nicht auch veröffentlicht hat. An Gelegenheit dazu hätte es gewiß nicht gefehlt. Daß dies nicht geschehen ist, ist recht auffallend. Man wird dadurch etwas bedenklich gemacht. Ja, es will mich bedünken, als ob die Echtheit des Bildes nicht so ganz unbedingt wäre, wie Haath annimmt. Sonst hätte sich doch schon irgend ein Schillerforscher weiterhin der Sache bemächtigt. Allein das ist alles nicht geschehen. Daraus folgt aber sodann auch mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß auch die Echtheit des andern Schillerbildes, des Laurapendants, nicht über allen Zweifel erhaben ist. In der That machte mir das Bild, trotz einiger Aehnlichkeit mit Schiller, den Eindruck eines recht behäbigen Philisters. Und als solcher ist Schiller in keinem andern der bekannten Bilder dargestellt. Das ist doch immerhin auch bemerkenswert ¹⁾.

¹⁾ Neuerdings hat W. Lang im Euphorion II, 735 ff. über „Wilhelmine Andrä“ einen Aufsatz veröffentlicht. Ich lernte denselben erst während der Korrektur kennen. Lang hat darin aus Briefen Reinharths nachgewiesen, daß dieser und Stäudlin in der That einige Zeit die begünstigten Liebhaber Wilhelminens waren. Eine wirklich begründete Beziehung Schillers zu derselben dagegen vermag er nicht zu erkennen. In den Quellen fehle jede Andeutung dafür; die Ueberslieferung sei unsicher und bloßer Klatsch. Das Gedicht „An Minna“ (u. „Fluch eines Eiferfüchtigen“) sei sicher von Schiller, aber für die Beziehung zu unsrer Minna fehle jeder zureichende Grund. „Alles in allem: man wird Wilhelmine Andrä aus Schillers Leben wieder streichen dürfen.“ Lang hat zweifellos vieles endgültig entschieden. Aber wer ist nun die Minna Schillers? — Inzwischen hat Lang eine treffliche Biographie Reinharths erscheinen lassen. Leider war ihm aber für sein Werk der eigentliche Nachlaß Reinharths nicht zugänglich (vgl. oben S. 76). Weitere Beziehungen Schillers zu Reinhard haben sich nicht ergeben, noch viel weniger zu Wilhelmine Andrä.

Bu Kabale und Liebe.

I.

Eine wirklich gründliche Würdigung des Stückes gibt D. Fried in seiner Erläuterung zu demselben¹⁾. Mit außerordentlichem Scharffinn behandelt er Scene für Scene, Akt für Akt, aber nur nach der formalen, ästhetischen Seite. Die litterarischen und historischen Einflüsse, die auf das Stück und natürlich auch auf dessen Form gewirkt haben, erwähnt Fried mit keiner Silbe. So sind seine Erörterungen trotz aller Vortrefflichkeit einseitig. Er bezeichnet zwar das Stück als Familiengeschichte mit zeitgeschichtlichem Hintergrund, da die Zeichnung der sozialen Zustände in demselben zum großen Teil die Züge der damaligen Gegenwart trage; aber die wirklichen Persönlichkeiten, die Schiller unzweifelhaft dargestellt hat, werden nicht genannt. Man erfährt kein Wort davon, daß wir hinter dem Herzog den württembergischen Herzog Karl Eugen, hinter der Lady Milford dessen spätere Gemahlin Franziska von Hohenheim zu suchen haben. Ebenjowenig wird gesagt, daß das Urbild des Präsidenten Walter die allmächtigen

¹⁾ Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Gera und Leipzig 1890. V. Bd. Das Werk ist zwar eigentlich für die Schule geschrieben, bietet aber einen vollständigen Kommentar des Stückes — freilich nur nach einer Seite — so gut wie Dünker.

Günstlinge Herzog Karls, der Minister Montmartin und General Rieger, abgegeben haben. Ja, diese letztere Thatsache leugnet Fried geradezu. Er sagt (S. 124): „Unwahrscheinlich, selbst in dem damaligen Zeitalter, ist eine auf eine so verbrecherische Vorgeschichte gegründete Schreckensherrschaft, wie die des Präsidenten.“ Nun läßt sich aber nachweisen, daß Schiller sich streng an die Geschichte gehalten hat. Historisch ist die verbrecherische Vorgeschichte, historisch ist die Schreckensherrschaft selbst. Ich habe das alles ausführlich nachgewiesen in meiner schon erwähnten Studie zu Kabale und Liebe, S. 17 ff.

Wenn dann Fried fortfährt: „Hieran wie an andern Verzeichnungen oder Uebertreibungen in der Zeichnung der sozialen und im besonderen der höfischen Zustände ist die tendenziöse Färbung des Dramas schuld,“ so ist auch das nicht ganz richtig. Es ist längst bekannt, daß das Stück eine genaue Darstellung der Stuttgarter Hof- und Adelswirtschaft jener Zeit gibt. Von Entstellung oder Uebertreibung zum mindesten bei der Zeichnung des höfischen Lebens kann nicht wohl die Rede sein. (Vgl. meine Studie S. 2 ff.)

Das Beispiel zeigt, wohin das bloße ästhetische Kritistieren führt, wenn man die historischen Thatsachen überfieht.

So geht es ähnlich bei Nichtbeachtung der litterarischen Einflüsse.

Das zeigt folgendes Beispiel. Miller sagt zu seiner Tochter: „Ich setze die Geschichte deines Grams auf die Laute, singe dann ein Lied von der Tochter, die, ihren Vater zu ehren, ihr Herz zerriß.“ (V, 1.) Fried be-

zeichnet diese Worte als „halb drollig klingend“ (S. 107, Anm. 5). Nun ist aber bekanntlich dieses Motiv ein typisches, das schon vor Schiller wiederholt Klinger, Leisewitz u. a., später Otto Ludwig angewendet haben¹⁾. Uebrigens kann man, auch bloß ästhetisch betrachtet, nicht wohl sagen, daß diese Worte im Munde Millers halb drollig klingen, da Miller eben ein tüchtiger Musikus ist, dem man bei seiner großen Liebe zu seiner Einzigen so etwas wohl zutrauen kann. Rechnet man dazu noch das litterarische Moment, so wird die Sache vollends klar und verständlich. Dieses letztere darf aber auch eine bloß ästhetische Betrachtung, wenn sie vollständig sein soll, nicht außer acht lassen.

Ebenso verhält es sich mit der Verzüdung Millers, als er im Besitz des „baren, gelben, leibhaften Gottesgoldes“ ist. Schon Dünker sagt, diese wahnwitzige Verzüdung stehe dem alten Miller schlecht an. Fried (S. 108 f.) findet die Stelle ebenfalls wenig „verständlich“ und „erträglich“, er sucht sie sich durch den Zusammenhang, durch den Gang der Handlung klar zu machen. Völlig klar wird aber die Sache wohl nur, wenn man wiederum beachtet, daß hier litterarischer Einfluß wirksam war. Schiller steht hier in einer gewissen Abhängigkeit von Gemmingens „deutschem Hausvater“, wie ich in meiner Studie (S. 32) gezeigt habe. Weiter erwähne ich die Stelle II, 3: Lady Milford und der Major. Da sagt Fried S. 101: „Wenn hier eine gefallene Buhlerin zu einer Art von Tugendheldin ge-

¹⁾ Vgl. Erich Schmidt: Heinr. Leop. Wagner S. 2 u. Anm. 1 u. Minor, Schiller II, 144.

macht wird, so ist das von vornherein ebenso sittlich bedenklich, wie die gleichartigen Motive in den neuesten französischen sog. Sitten-Komödien.“ Dagegen ist zu bemerken, daß diese sentimentale Auffassung von der Stellung einer Maitresse damals gar nicht ungewöhnlich war. Minor führt eine Menge Beispiele aus der Litteratur und dem wirklichen Leben an¹⁾. Ich habe in meiner Studie ein interessantes Beispiel aus der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ von Sophie La Roche erwähnt (S. 44). Schiller verfuhr also ganz nach den Anschauungen seiner Zeit, wenn er die Lady Milford zu einer Art von Tugendheldin machte. Außerdem entsprach diese Auffassung der geschichtlichen Wahrheit: Franziska von Hohenheim war thatsächlich ein Segen für ihr Land.

Von dem absoluten Standpunkt aus, den Fried durchweg einnimmt, ist es nicht möglich das Werk richtig zu beurteilen und zu verstehen. Zum richtigen Verständnis ist es durchaus nötig, daß man den Anschauungen der Zeit, in der das Werk entstand, gerecht wird.

Das gilt auch für die ästhetische Beurteilung Frieds. Er sucht viel zu wenig aus den Charakteren der einzelnen Personen ihre Handlungen zu verstehen. Er stellt immer die absolute Frage: Ist diese oder jene Handlung absolut möglich oder wahrscheinlich, sittlich gut oder böse? Er sollte vielmehr fragen: Ist die Handlung bei dieser Person, bei diesem Charakter möglich oder nicht? Von dieser Auffassung aus kommt Fried zu dem Urteil über Luise, sie könne niemals von dem Vor-

¹⁾ A. a. D. II, 149 ff.

wurf einer ehrlosen Handlungsweise befreit werden (S. 95). Ehrlos sei die Art und Weise, wie sie ihre Liebe zu Ferdinand aufgebe, wie sie sich von Wurm zum Schreiben des Briefes zwingen lasse. Bei diesem schweren Vorwurf vergift Fried' völlig, mit wem er es zu thun hat. Er übersieht vor allem, daß Luise thatsächlich schon mit Ferdinand ihr Verhältnis abgebrochen hat. In III, 5 sagt sie ganz klar und verständlich zu Ferdinand: „Fassung verlangt diese Stunde — es ist eine trennende. Du hast ein Herz, lieber Walter. Ich kenne es. Warm wie das Leben ist deine Liebe, und ohne Schranken wie das Unermeßliche. — Schenke sie einer Edeln und Würdigern — sie wird die Glücklichsten ihres Geschlechts nicht beneiden. — (Thränen unterdrückend.) Mich sollst du nicht mehr sehen — das eitle betrogene Mädchen verweine seinen Gram in einsamen Mauern, um seine Thränen wird sich niemand bekümmern — leer und erstorben ist meine Zukunft — doch werd' ich noch je und je am verwelkten Strauß der Vergangenheit riechen. (Indem sie ihm mit abgewandtem Gesicht ihre zitternde Hand gibt.) Leben Sie wohl, Herr von Walter!“ Das heißt doch klar und deutlich Abschied nehmen. Kurz darauf — es verfließen höchstens einige Minuten dazwischen — kommt Wurm und stellt an sie das furchtbare Ansinnen. Doch wir wollen zunächst sehen, warum sie Ferdinand aufgibt. Was ging denn dieser Scene voraus? Greift man zurück auf den ersten Akt, so findet man schon da, daß dieses Liebesverhältnis der beiden nicht von Bestand sein kann. Luise sagt schon bei ihrem ersten Auftreten mit Ferdinand (I, 4): „Ich seh' in die Zukunft — die Stimme

des Ruhms — deine Entwürfe — dein Vater — mein Nichts . . . Ferdinand! Ein Dolch über dir und mir! — Man trennt uns!“ Zu dieser Ansicht hat sie das Gefühl des Standesunterschiedes gebracht; sie sagt sich, der Major, des Präsidenten Sohn, könne und dürfe sie, die arme Geigerstochter, nicht heiraten. In dieser Auffassung wird sie vollends durch ihren Vater bestärkt, der an eine wirkliche Liebe des Majors nicht glaubt, sondern meint, derselbe wolle Luise nur als Maitresse haben. Luise ist zwar von Ferdinands Liebe völlig überzeugt, sie sieht aber auch, daß sich derselben unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen. Darum sagt sie schon I, 3 zu ihrem Vater: „Auch will ich ihn ja jetzt nicht, mein Vater . . . ich entsag' ihm für dieses Leben . . .“ Nachdem vollends der Gewaltschritt geschehen, der Präsident in Millers Wohnung eingedrungen ist und Luise geradezu als „Hure“ seines Sohnes bezeichnet hat (II, 6), da ist diese vollständig im klaren mit sich selber. Sie spricht kein Wort darüber mit ihren Eltern. Auch nicht die geringste Erörterung der Lage läßt der Dichter stattfinden. Luise handelt ganz von selbst. Als ihr bei der ersten Begegnung nach diesem Vorfall Ferdinand den Vorschlag der Flucht macht, da weist sie diesen mit aller Entschiedenheit zurück mit Rücksicht auf ihren Vater und mit Rücksicht auf Ferdinand selbst (III, 6): „Laß mich die Heldin dieses Augenblicks sein — einem Vater den entflohenen Sohn wieder schenken — einem Bündnis entsagen, das die Fugen der Bürgerwelt auseinander treiben und die allgemeine ewige Ordnung zu Grunde stürzen würde. — Ich bin die Verbrecherin — mit frechen thörichten Wünschen

hat sich mein Busen getragen . . ." Darauf spricht sie es mit nackten Worten aus: „Diese Stunde ist eine trennende . . . Mich sollst du nicht mehr sehen . . . Leben Sie wohl.“ (S. oben.)

Also das Trennende in diesem Verhältnis ist klar und deutlich der Standesunterschied. Dieses Motiv ist längst vor Schiller bearbeitet gewesen. Der Dichter fand es wiederum bei Gemmingen, ferner bei Diderot, Rousseau u. a. Ja er hat dieses Thema direkt von seinen Vorgängern, die er eifrig studierte, für sein Stück herübergenommen. In Diderots „Le père de famille“ II, 9 (nach Lessings Uebersetzung) spricht Sophie zu ihrem Geliebten St. Albin: „Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal und schenken Sie einem Vater, der Sie liebt, die Ruhe wieder.“ In Gemmingens „Deutschem Hausvater“ erklärt der Maler dem Hausvater aufs bestimmteste, daß er seine Tochter einem Vornehmen abschlagen würde, „weil Ungleichheit der Stände fast immer unglückliche Folgen“ habe (IV, 6)¹⁾.

Und nun zurück zu Frids Vorwurf. Handelt Luise wirklich ehrlos, indem sie den Brief an den Hofmarschall schreibt? Kann man die Handlung Luizens, zu der sie nur durch die äußerste Not und Verzweiflung getrieben wurde, ehrlos nennen? Ich bemerke zum voraus, daß dieser Vorwurf neu ist. Man hat bis jetzt nur zwei Punkte getadelt. Einmal, hieß es, es sei nicht glaublich, daß Luise sich so leicht und bald bewegen lasse den Brief zu schreiben, sodann, es sei nicht verständlich, wie sie an dem erzwungenen Eid festhalten

¹⁾ S. meine Studie S. 27. 34.

konnte. Daß beide Einwände völlig ungerechtfertigt sind, habe ich ausführlich in meiner Schrift (a. a. D. S. 65 f.) nachgewiesen; ich kann daher hier davon absehen.

Nicht minder ungerechtfertigt als diese beiden Vorwürfe erscheint mir auch Frid's Anklage. Zweifellos handelt Luise nicht ohne Schuld; aber niemals glaube ich, daß ein unbefangener Leser von dieser Scene den Eindruck bekommt, daß Luise ehrlos und gewissenlos handle. Der Vorwurf ist ja auch bisher nicht einmal von den schärfsten Kritikern erhoben worden. Erst Frid wollte eine ehrlose Handlung Luizens in dieser Scene erblicken. Gewiß mit Unrecht. Ehrlos könnte man Luizens Thun nur dann nennen, wenn sie absichtlich und mit vollem klarem Bewußtsein handeln würde. Aber Luise wick nur „der überlistenden Hölle“. „Man zwang mich,“ sagt sie (V, 7) sterbend zu Ferdinand, „vergib — deine Luise hätte den Tod vorgezogen — aber mein Vater — die Gefahr — sie machten es listig.“ Das stimmt genau zu den Worten Wurms in III, 1: „Sie liebt ihren Vater — bis zur Leidenschaft, möcht' ich sagen. Die Gefahr seines Lebens . . . endlich die Betäubung ihres Kopfes, die ich auf mich nehme — es kann nicht fehlen — sie muß in die Falle gehen.“ Wurm hatte also ganz richtig geschlossen. Sein Anschlag gelang. Luise ließ sich überreden und dies ist ihre tragische Schuld, aber keine ehrlose Handlung. Sie handelt „unter dem Banne des furchtbarsten Zwanges“, wie Frid selbst von ihr sagt (S. 119).

Ebenso schief wie Luizens Brief an Kalb beurteilt Frid auch ihr Verhältnis zu Lady Milford. Er sagt (S. 102): „Man versteht, daß die Lady M. ihre Neben-

buhlerin kennen zu lernen wünscht, auch daß sie hofft, direkt auf dieselbe einwirken zu können; aber man versteht nicht, was Luise veranlassen konnte, zumal nach der Abfassung jenes verhängnisvollen Briefs, auch ihrerseits die Zusammenkunft zu suchen.“ Mit diesem Einwurf steht Fried nicht allein, auch Dünker sagt in seiner Erläuterung zu *Kabale und Liebe* (S. 84): „es ist freilich nicht wohl zu sagen, was sie eigentlich bei der Lady wollen konnte“. Es ist richtig, sie hatte ja eigentlich Ferdinand aufgegeben und den verhängnisvollen Brief geschrieben: wie kommt sie also dazu? Ich antworte: Ist es etwa nicht wahrscheinlich, daß sie durch Bitten und Thränen bei der Lady dasselbe durchsetzen wollte, was diese durch Drohungen bei ihr erreichte? Konnte sie nicht hoffen, durch Darstellung ihrer unglücklichen Lage die Lady zum Verzicht zu bewegen, was sie nachher ja wirklich, freilich ohne ihr Wissen, durchsetzt? Bedenkt man, daß Luise (III, 6) zum Herzog gehen wollte, um ihn durch Beschreibung ihres Elends, durch ihr „Geschrei“ und ihre Thränen zu rühren und zu bewegen, ihre Eltern frei zu geben, so ist es doch auch begreiflich, daß sie in ihrer jetzigen Lage sich an die Lady M. direkt wenden will, um eine Aenderung ihres Geschicks herbeizuführen. Gibt man das zu, so hat man im Grund nur anzunehmen, daß Luise das, was sie zur Lady sagt, im allgemeinen schon vorher erwogen hat. Daß dies der Fall ist, scheint mir mit ziemlicher Sicherheit aus ihren Worten zu folgen, die sie an Lady Milfords Kammerjungfer richtete, als diese sie zu ihrer Herrin einlub. Da sagt sie nämlich: „Ihre Dame befiehlt mir, was ich mir morgen erbitten wollte.“ Wenn sie wirk-

lich zur Lady wollte, so mußte sie sich auch überlegt haben, was sie ihr sagen wollte, und dafür ist eben diese Scene 7 selbst der beste Beweis. Nach der Einladung nimmt sie sich ja überhaupt keine Zeit mehr dazu, sondern geht sofort zur Lady, nachdem sie sich „nur in der Geschwindigkeit“ umgekleidet hatte.

Zur Erklärung ist noch weiter zu bemerken, daß auch hier Schillers Neigung hervortritt seine Frauencharaktere in scharfem Kontrast einander gegenüber treten zu lassen, wie schon im Fiesko und nachher in der Maria Stuart.

Daneben hat sich auch der litterarische Einfluß Gemmingens und Lessings hier geltend gemacht¹⁾.

Friedl fährt darauf fort (S. 103): „Sodann hat Luise nicht mehr ein Recht, als Vertreterin der ‚Unschuld eines reinen Herzens‘ und eines inneren Seelenfriedens zu erscheinen; sie kann sich nicht mehr als Geliebte Ferdinands, als Nebenbuhlerin der Lady M. betrachten, jetzt nicht mehr von einer freiwilligen Entsagung sprechen; sie ist auch nicht mehr eine glückliche Vertreterin einer ‚bürgerlichen Unschuld‘ gegenüber der Korruption in der vornehmen Gesellschaft; sie kann endlich den Selbstmord nicht als den Preis des Opfers hinstellen, das sie mit dem Verzicht auf den Geliebten der Nebenbuhlerin zu bringen bereit sei — denn sie hat kurz zuvor sich alles dessen selbst begeben durch den Verrat an ihrer Liebe zu Ferdinand und durch die ehrlose Handlung schimpflicher Selbsterniedrigung, welche sie kurz zuvor mit dem an den Hofmarschall gerichteten

¹⁾ Vgl. meine Studie über Kabale und Liebe S. 71.

Schreiben begangen hatte.“ Was Fried hier sagt, ist die natürliche Folge seiner vorausgehenden These und darum ist es nicht nötig auch darauf einzeln einzugehen. Nur ein Punkt ist zu besprechen, nämlich die Frage: Wie ist es psychologisch zu erklären, daß Luise, die Ferdinand (III, 4) aufgegeben hat, sich nachher noch als Geliebte Ferdinands betrachtet und dementsprechend handelt? Darauf ist zu antworten: Luise thut dies nicht Ferdinand, sondern der Außenwelt, besonders der Lady, gegenüber. Und dazu hatte sie, wie ich glaube, das Recht; hatte sie doch Ferdinand nicht erklärt, daß sie ihn nicht mehr liebe, sondern nur, daß sie den Umständen entsprechend auf seine Hand verzichte. Das ist ein großer Unterschied. Daran ist festzuhalten. Ihr Herz schlägt nach wie vor für Ferdinand, ja sie würde geradezu lügen, wollte sie das leugnen. Und darum muß sie es auch der Lady gegenüber bekennen, daß sie ihn liebt. Zu diesem Geständnis treibt sie einmal der natürliche Stolz und sodann die Lage, in der sie sich gerade der Lady gegenüber befindet. Wenn sie dann schließlich auf Ferdinand verzichtet und ihn abtritt, so handelt sie eben im Bewußtsein ihrer früheren Entjagung. Sie hatte aber keine Pflicht der Lady zu sagen, daß sie Ferdinand bereits aufgegeben habe. Das wird wohl niemand von ihr verlangen. Kein Kritiker kann ihr zumuten, daß sie das, was sie mit ihrem Geliebten unter vier Augen verhandelt hat, offen preisgibt. Das Aufgeben Ferdinands bereitete Luise schwere innere Kämpfe. Sie that damit etwas, das sie nicht sollte, gegen das sich ihr Inneres sträubte. Dieses Ringen und Kämpfen hat der Dichter dargestellt, indem er sie mit

der Lady zusammentreffen ließ. Schiller wußte also ganz gut, was er zu thun hatte, besser als seine Kritiker, die gerade auch an der Lady Milford so viel auszusetzen wissen. D. Brahm, in seiner Schillerbiographie (S. 308), geht so weit zu behaupten, daß das Drama genau genommen nur den Namen der Lady Milford gebraucht hätte, sie selbst hätte hinter der Scene bleiben können. In vollem Gegensatz dazu urteilt Fried (S. 114): „Die Handlung des Dramas: ‚Lady Milford‘ innerhalb des Dramas ‚Luise Millerin‘ erweist sich als so fest eingefügt und verflochten in die übrigen, daß die Hauptbestandteile derselben nicht ohne Zerstörung des ganzen Baues herausgelöst werden könnten.“ Freilich fährt er dann in einem gewissen Widerspruch mit dem Vorhergehenden fort: „Nur die Sc. IV, 7: ‚Lady M. und Luise‘ würde man . . . missen können und auch gerne missen¹⁾, denn jener sühnende Abschluß in Akt IV, der nicht wohl entbehrt werden kann, hätte sich befriedigend bereits mit der Sc. II, 3 in Verbindung setzen lassen etwa so, daß die Lady durch das Anschauen einer wahrhaft großen und idealen Liebe innerlich bezwungen, schon jetzt sich entschlossen hätte, zu entsagen und ihre Vergangenheit reuig zu sühnen.“ Ich begreife nicht, wie das möglich sein soll „ohne Zerstörung des ganzen Baus“. Danach wäre es doch zweifellos nötig, von II, 3 an die ganze Handlung des Stückes zu verändern. Das ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, sobald man

¹⁾ Ebenso urteilt auch Henri Gartelmann in seiner *Dramatik* (Berlin 1892). Er sagt (S. 105): „außerhalb der Handlungseinheit stehen . . . 2) Der Auftritt zwischen der Lady und Luise und die Folgen davon IV, 6—9.“

Schreiben begangen hatte.“ Was Fried hier sagt, ist die natürliche Folge seiner vorausgehenden These und darum ist es nicht nötig auch darauf einzeln einzugehen. Nur ein Punkt ist zu besprechen, nämlich die Frage: Wie ist es psychologisch zu erklären, daß Luise, die Ferdinand (III, 4) aufgegeben hat, sich nachher noch als Geliebte Ferdinands betrachtet und dementsprechend handelt? Darauf ist zu antworten: Luise thut dies nicht Ferdinand, sondern der Außenwelt, besonders der Lady, gegenüber. Und dazu hatte sie, wie ich glaube, das Recht; hatte sie doch Ferdinand nicht erklärt, daß sie ihn nicht mehr liebe, sondern nur, daß sie den Umständen entsprechend auf seine Hand verzichte. Das ist ein großer Unterschied. Daran ist festzuhalten. Ihr Herz schlägt nach wie vor für Ferdinand, ja sie würde geradezu lügen, wollte sie das leugnen. Und darum muß sie es auch der Lady gegenüber bekennen, daß sie ihn liebt. Zu diesem Geständnis treibt sie einmal der natürliche Stolz und sodann die Lage, in der sie sich gerade der Lady gegenüber befindet. Wenn sie dann schließlich auf Ferdinand verzichtet und ihn abtritt, so handelt sie eben im Bewußtsein ihrer früheren Entsagung. Sie hatte aber keine Pflicht der Lady zu sagen, daß sie Ferdinand bereits aufgegeben habe. Das wird wohl niemand von ihr verlangen. Kein Kritiker kann ihr zumuten, daß sie das, was sie mit ihrem Geliebten unter vier Augen verhandelt hat, offen preisgibt. Das Aufgeben Ferdinands bereitete Luise schwere innere Kämpfe. Sie that damit etwas, das sie nicht sollte, gegen das sich ihr Inneres sträubte. Dieses Ringen und Kämpfen hat der Dichter dargestellt, indem er sie mit

der Lady zusammentreffen ließ. Schiller wußte also ganz gut, was er zu thun hatte, besser als seine Kritiker, die gerade auch an der Lady Milford so viel auszusetzen wissen. D. Brahm, in seiner Schillerbiographie (S. 308), geht so weit zu behaupten, daß das Drama genau genommen nur den Namen der Lady Milford gebraucht hätte, sie selbst hätte hinter der Scene bleiben können. In vollem Gegensatz dazu urteilt Fried (S. 114): „Die Handlung des Dramas: ‚Lady Milford‘ innerhalb des Dramas ‚Luise Millerin‘ erweist sich als so fest eingefügt und verflochten in die übrigen, daß die Hauptbestandteile derselben nicht ohne Zerstörung des ganzen Baues herausgelöst werden könnten.“ Freilich fährt er dann in einem gewissen Widerspruch mit dem Vorhergehenden fort: „Nur die Sc. IV, 7: ‚Lady M. und Luise‘ würde man . . . missen können und auch gerne missen¹⁾, denn jener sühnende Abschluß in Akt IV, der nicht wohl entbehrt werden kann, hätte sich befriedigend bereits mit der Sc. II, 3 in Verbindung setzen lassen etwa so, daß die Lady durch das Anschauen einer wahrhaft großen und idealen Liebe innerlich bezwungen, schon jetzt sich entschlossen hätte, zu entsagen und ihre Vergangenheit reuig zu sühnen.“ Ich begreife nicht, wie das möglich sein soll „ohne Zerstörung des ganzen Baus“. Danach wäre es doch zweifellos nötig, von II, 3 an die ganze Handlung des Stückes zu verändern. Das ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, sobald man

¹⁾ Ebenso urteilt auch Henri Gartelmann in seiner *Dramatik* (Berlin 1892). Er sagt (S. 105): „außerhalb der Handlungseinheit stehen . . . 2) Der Auftritt zwischen der Lady und Luise und die Folgen davon IV, 6—9.“

diesem Gedanken nur einigermaßen nachgeht. Doch ich will mich nicht weiter darauf einlassen. Es ist völlig zwecklos. Denn es ist nicht die Aufgabe der Kritik, zu zeigen, wie es der Dichter hätte machen sollen oder können. Das hat für die Erklärung und das Verständnis einer Dichtung keinen Sinn. Vielmehr hat die Kritik in erster Linie das Verständnis der Dichtung zu fördern. Sie muß versuchen auf die Gedanken des Dichters einzugehen. Sie soll zeigen, wie die Dichtung zu verstehen ist, wie diese oder jene Stelle auszulegen ist, aber nicht wie es der Dichter hätte anders machen sollen. Das Werk ist einfach ein gegebenes und das muß man versuchen zu verstehen, aus den Gedanken des Dichters heraus. Der Leser will nicht die Gedanken des Kritikers hören, wie er es gemacht hätte u. s. w., sondern er will die Gedanken des Dichters erklärt wissen. Darum handelt es sich zum wenigsten bei einem Dichter wie Schiller.

Schließlich ist noch Fricks Urteil über Ferdinand zu erwähnen. Er bezeichnet ihn (S. 92) als „eine die Standesvorurteile verachtende, über die Hohlheit, Unwahrheit und sittliche Fäulnis der höfischen Kreise sich erhebende, wahrhaft ablige (durchaus edel und ideal angelegte: S. 125) Natur“. Ich stimme diesem Urteil gern bei; nur ist es nicht ganz vollständig. Es ist dabei nicht berücksichtigt, daß Ferdinand auch mißtrauisch, leichtgläubig und eifersüchtig ist. Das wirft doch einen gewissen Schatten auf seine ideale Natur. —

Damit scheidet ich von Fricks Erläuterungen, aber noch nicht von Rabale und Liebe.

Ich möchte zunächst noch einige Bemerkungen über

die Person der Lady Milford anfügen. Es steht zwar fest, daß hinter ihr die Herzogin Franziska von Hohenheim zu suchen ist, aber doch werden weitere sichere Beweise für diese Thatsache nicht gerade überflüssig erscheinen.

Was ich meine, sind eigene Worte der Franziska und darum um so gewichtiger.

Sie schreibt nämlich nach ihrer öffentlichen Anerkennung und Erhebung zur Herzoglichen Gemahlin an Niemeyer: „Wohl haben Sie mich oft, bei der immer wiederkehrenden schmerzlichen Empfindung über mein früheres Verhältnis, zu beruhigen gesucht. Aber das Gefühl der Schuld wollte mich nie ganz verlassen. Ich wußte es ja wohl, daß vor Gott das Leben keines Sterblichen ganz unsträflich ist. Aber es bleibt doch ein großer Unterschied, ob Ueberraschung der Grund von Verirrungen war, oder ob der Fehltritt langsam geschah. Niemand weiß wohl besser als ich, was die Ueberredung der Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat. Ohne Erfahrung, ohne Weltkenntnis, mir ganz überlassen, trat ich in die Welt mit Szenen umgeben, die ich gar nicht kannte. Glauben Sie mir, es gab eine Zeit, wo in dem Hause meines Vaters mein Herz nur für die Tugend schlug. Aber ach! die Eitelkeit brachte mich dahin, wo ich mir längst so sehr mißfallen habe. O hätte ich einen treuen warmen Freund in meiner Jugend zum Ratgeber gehabt . . . Es ist mein ernstester Wille, im Lande gut zu machen, was ich im Lande verschuldet habe¹⁾.“ Mit diesen Worten vergleiche

¹⁾ Mitgeteilt bei S. Hänle, Württembergische Lustschlösser (1847) II, 152; vgl. I, 297.

man Rabale und Liebe (II, 3): Ferdinand bei der Lady Milford. Da finden sich so manche Berührungspunkte. Ich setze einzelnes her. Die Milford sagt: „Ohne Schutz und Vermögen — kam ich nach Hamburg — der Herzog sah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufenthalt — lag zu meinen Füßen und schwur, daß er mich liebe . . . Der Fürst überraschte zwar meine wehrlose Jugend — aber das Blut der Norfolk empörte sich in mir: Du, eine geborene Fürstin, Emilie, rief es, und jetzt eines Fürsten Konkubine?“ Es ist merkwürdig, wieviel Uebereinstimmung herrscht zwischen dem Dichtertext und dem Brief Franziskas, den Schiller doch unmöglich kannte. Franziska wurde 1784 zur Herzogin erhoben, da war aber Rabale und Liebe bereits fertig, am 15. April 1784 wurde es zuerst in Mannheim aufgeführt. Man sieht also, wie genau der Dichter die Lebensgeschichte Franziskas kannte und wie sehr er Franziska mit der Milford identifiziert hat. Auch der Schluß jenes Briefes findet noch seine Parallele bei Schiller in derselben Scene. Da heißt es: „ich nahm einen fürstlichen Eid von ihm in einer Stunde der Leidenschaft und diese abscheuliche Opferung mußte aufhören . . . dein Vaterland, Walter, fühlte zum erstenmal eine Menschenhand und sank vertrauend an meinen Busen“.

Nur eines war Schiller natürlich unbekannt, der Ausgang von Franziskas Verhältnis zum Herzog. Er konnte damals, als er Rabale und Liebe dichtete, nicht wissen, ob es Franziska gelingen würde den Herzog dauernd zu fesseln. Ja es scheint fast, wie wenn er der Ansicht gewesen wäre, daß sie einst das Los der übrigen

Maitreffen teilen würde, oder daß sie freiwillig von selbst das Feld räumen würde. Offenbar hielt Schiller, sowie er Franziska kannte, das letztere für wahrscheinlich. Das zeigt das Ende der *Milford*. Vielleicht trug übrigens zu dieser Darstellung auch ein litterarisches Vorbild bei. Ich meine die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ von Sophie La Roche, die Schiller kannte und sicher auch benützte. In diesem auf schwäbischem Boden entstandenen Roman sind zweifellos württembergische Verhältnisse geschildert. Wieland, der das Werk mit einem Vorwort versah, sagt in seiner Einleitung (S. XXII), man könne darin leicht „eine Satyre auf das Hofleben“ erblicken. Das ist auch zweifellos der Fall. Ich habe das Nähere darüber in meiner Studie (S. 43 f.) ausgeführt. Der Ausgang des in dem Roman allerdings nur beabsichtigten Verhältnisses des Fräuleins von Sternheim zum Fürsten ist wie folgt dargestellt (II, 9). Das Fräulein sollte auf einem Ball für den Fürsten entführt werden. Sie erfuhr davon und entfloh vom Ball weg nach Hause. Später habe man in ihrem Zimmer Briefe gefunden, einen an den Fürsten und einen an ihren Oheim, dem sie noch ein Verzeichnis von den Kleidern angeschlossen habe, die sie dem Pfarrer geschickt habe, um sie zu verkaufen und das Geld den Armen des Kirchspiels zu geben. Dieser Vorgang erinnert einigermaßen an *Kabale und Liebe* IV, 9, wo die Lady dem Fürsten den Abschiedsbrief schreibt und an II, 2, wo sie ihren Schmuck in die Landschaft bringen heißt, um ihn zu Geld zu machen und „unter die Vierhundert zu verteilen, die der Brand ruiniert hat“.

Bei diesem Anlaß möchte ich nochmals kurz auf den

hat sich mein Busen getragen . . ." Darauf spricht sie es mit nackten Worten aus: „Diese Stunde ist eine trennende . . . Mich sollst du nicht mehr sehen . . . Leben Sie wohl.“ (S. oben.)

Also das Trennende in diesem Verhältnis ist klar und deutlich der Standesunterschied. Dieses Motiv ist längst vor Schiller bearbeitet gewesen. Der Dichter fand es wiederum bei Gemmingen, ferner bei Diderot, Rousseau u. a. Ja er hat dieses Thema direkt von seinen Vorgängern, die er eifrig studierte, für sein Stück herübergenommen. In Diderots „Le père de famille“ II, 9 (nach Lessings Uebersetzung) spricht Sophie zu ihrem Geliebten St. Albin: „Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal und schenken Sie einem Vater, der Sie liebt, die Ruhe wieder.“ In Gemmingens „Deutschem Hausvater“ erklärt der Maler dem Hausvater aufs bestimmteste, daß er seine Tochter einem Vornehmen abschlagen würde, „weil Ungleichheit der Stände fast immer unglückliche Folgen“ habe (IV, 6)¹⁾.

Und nun zurück zu Frids Vorwurf. Handelt Luise wirklich ehrlos, indem sie den Brief an den Hofmarschall schreibt? Kann man die Handlung Luisens, zu der sie nur durch die äußerste Not und Verzweiflung getrieben wurde, ehrlos nennen? Ich bemerke zum voraus, daß dieser Vorwurf neu ist. Man hat bis jetzt nur zwei Punkte getadelt. Einmal, hieß es, es sei nicht glaublich, daß Luise sich so leicht und bald bewegen lasse den Brief zu schreiben, sodann, es sei nicht verständlich, wie sie an dem erzwungenen Eid festhalten

¹⁾ S. meine Studie S. 27. 34.

konnte. Daß beide Einwände völlig ungerechtfertigt sind, habe ich ausführlich in meiner Schrift (a. a. D. S. 65 f.) nachgewiesen; ich kann daher hier davon absehen.

Nicht minder ungerechtfertigt als diese beiden Vorwürfe erscheint mir auch Frid's Anklage. Zweifellos handelt Luise nicht ohne Schuld; aber niemals glaube ich, daß ein unbefangener Leser von dieser Scene den Eindruck bekommt, daß Luise ehrlos und gewissenlos handle. Der Vorwurf ist ja auch bisher nicht einmal von den schärfsten Kritikern erhoben worden. Erst Frid wollte eine ehrlose Handlung Luise's in dieser Scene erblicken. Gewiß mit Unrecht. Ehrlos könnte man Luise's Thun nur dann nennen, wenn sie absichtlich und mit vollem klarem Bewußtsein handeln würde. Aber Luise wick nur „der überlistenden Hölle“. „Man zwang mich,“ sagt sie (V, 7) sterbend zu Ferdinand, „vergib — deine Luise hätte den Tod vorgezogen — aber mein Vater — die Gefahr — sie machten es listig.“ Das stimmt genau zu den Worten Wurms in III, 1: „Sie liebt ihren Vater — bis zur Leidenschaft, möcht' ich sagen. Die Gefahr seines Lebens . . . endlich die Betäubung ihres Kopfes, die ich auf mich nehme — es kann nicht fehlen — sie muß in die Falle gehen.“ Wurm hatte also ganz richtig geschlossen. Sein Anschlag gelang. Luise ließ sich überreden und dies ist ihre tragische Schuld, aber keine ehrlose Handlung. Sie handelt „unter dem Banne des furchtbarsten Zwanges“, wie Frid selbst von ihr sagt (S. 119).

Ebenso schief wie Luise's Brief an Kalb beurteilt Frid auch ihr Verhältnis zu Lady Milford. Er sagt (S. 102): „Man versteht, daß die Lady M. ihre Neben-

buhlerin kennen zu lernen wünscht, auch daß sie hofft, direkt auf dieselbe einwirken zu können; aber man versteht nicht, was Luise veranlassen konnte, zumal nach der Abfassung jenes verhängnisvollen Briefs, auch ihrerseits die Zusammenkunft zu suchen.“ Mit diesem Einwurf steht Fried nicht allein, auch Dünker sagt in seiner Erläuterung zu *Kabale und Liebe* (S. 84): „es ist freilich nicht wohl zu sagen, was sie eigentlich bei der Lady wollen konnte“. Es ist richtig, sie hatte ja eigentlich Ferdinand aufgegeben und den verhängnisvollen Brief geschrieben: wie kommt sie also dazu? Ich antworte: Ist es etwa nicht wahrscheinlich, daß sie durch Bitten und Thränen bei der Lady daselbe durchsetzen wollte, was diese durch Drohungen bei ihr erreichte? Konnte sie nicht hoffen, durch Darstellung ihrer unglücklichen Lage die Lady zum Verzicht zu bewegen, was sie nachher ja wirklich, freilich ohne ihr Wissen, durchsetzt? Bedenkt man, daß Luise (III, 6) zum Herzog gehen wollte, um ihn durch Beschreibung ihres Elends, durch ihr „Geschrei“ und ihre Thränen zu rühren und zu bewegen, ihre Eltern frei zu geben, so ist es doch auch begreiflich, daß sie in ihrer jetzigen Lage sich an die Lady M. direkt wenden will, um eine Aenderung ihres Geschicks herbeizuführen. Gibt man das zu, so hat man im Grund nur anzunehmen, daß Luise das, was sie zur Lady sagt, im allgemeinen schon vorher erwogen hat. Daß dies der Fall ist, scheint mir mit ziemlicher Sicherheit aus ihren Worten zu folgen, die sie an Lady Milford's Kammerjungfer richtete, als diese sie zu ihrer Herrin einlub. Da sagt sie nämlich: „Ihre Dame befiehlt mir, was ich mir morgen erbitten wollte.“ Wenn sie wirk-

lich zur Lady wollte, so mußte sie sich auch überlegt haben, was sie ihr sagen wollte, und dafür ist eben diese Scene 7 selbst der beste Beweis. Nach der Einladung nimmt sie sich ja überhaupt keine Zeit mehr dazu, sondern geht sofort zur Lady, nachdem sie sich „nur in der Geschwindigkeit“ umgekleidet hatte.

Zur Erklärung ist noch weiter zu bemerken, daß auch hier Schillers Neigung hervortritt seine Frauencharaktere in scharfem Kontrast einander gegenüber treten zu lassen, wie schon im Fiesko und nachher in der Maria Stuart.

Daneben hat sich auch der litterarische Einfluß Geminings und Lessings hier geltend gemacht¹⁾.

Fried fährt darauf fort (S. 103): „Sodann hat Luise nicht mehr ein Recht, als Vertreterin der ‚Unschuld eines reinen Herzens‘ und eines inneren Seelenfriedens zu erscheinen; sie kann sich nicht mehr als Geliebte Ferdinands, als Nebenbuhlerin der Lady M. betrachten, jetzt nicht mehr von einer freiwilligen Entsagung sprechen; sie ist auch nicht mehr eine glückliche Vertreterin einer ‚bürgerlichen Unschuld‘ gegenüber der Korruption in der vornehmen Gesellschaft; sie kann endlich den Selbstmord nicht als den Preis des Opfers hinstellen, das sie mit dem Verzicht auf den Geliebten der Nebenbuhlerin zu bringen bereit sei — denn sie hat kurz zuvor sich alles dessen selbst begeben durch den Verrat an ihrer Liebe zu Ferdinand und durch die ehrlose Handlung schimpflicher Selbsterniedrigung, welche sie kurz zuvor mit dem an den Hofmarschall gerichteten

¹⁾ Vgl. meine Studie über Kabale und Liebe S. 71.

Schreiben begangen hatte.“ Was Fried hier sagt, ist die natürliche Folge seiner vorausgehenden These und darum ist es nicht nötig auch darauf einzeln einzugehen. Nur ein Punkt ist zu besprechen, nämlich die Frage: Wie ist es psychologisch zu erklären, daß Luise, die Ferdinand (III, 4) aufgegeben hat, sich nachher noch als Geliebte Ferdinands betrachtet und dementsprechend handelt? Darauf ist zu antworten: Luise thut dies nicht Ferdinand, sondern der Außenwelt, besonders der Lady, gegenüber. Und dazu hatte sie, wie ich glaube, das Recht; hatte sie doch Ferdinand nicht erklärt, daß sie ihn nicht mehr liebe, sondern nur, daß sie den Umständen entsprechend auf seine Hand verzichte. Das ist ein großer Unterschied. Daran ist festzuhalten. Ihr Herz schlägt nach wie vor für Ferdinand, ja sie würde geradezu lügen, wollte sie das leugnen. Und darum muß sie es auch der Lady gegenüber bekennen, daß sie ihn liebt. Zu diesem Geständnis treibt sie einmal der natürliche Stolz und sodann die Lage, in der sie sich gerade der Lady gegenüber befindet. Wenn sie dann schließlich auf Ferdinand verzichtet und ihn abtritt, so handelt sie eben im Bewußtsein ihrer früheren Entsagung. Sie hatte aber keine Pflicht der Lady zu sagen, daß sie Ferdinand bereits aufgegeben habe. Das wird wohl niemand von ihr verlangen. Kein Kritiker kann ihr zumuten, daß sie das, was sie mit ihrem Geliebten unter vier Augen verhandelt hat, offen preisgibt. Das Aufgeben Ferdinands bereitete Luise schwere innere Kämpfe. Sie that damit etwas, das sie nicht sollte, gegen das sich ihr Inneres sträubte. Dieses Ringen und Kämpfen hat der Dichter dargestellt, indem er sie mit

der Lady zusammentreffen ließ. Schiller wußte also ganz gut, was er zu thun hatte, besser als seine Kritiker, die gerade auch an der Lady Milford so viel auszusetzen wissen. D. Brahm, in seiner Schillerbiographie (S. 308), geht so weit zu behaupten, daß das Drama genau genommen nur den Namen der Lady Milford gebraucht hätte, sie selbst hätte hinter der Scene bleiben können. In vollem Gegensatz dazu urteilt Fried (S. 114): „Die Handlung des Dramas: ‚Lady Milford‘ innerhalb des Dramas ‚Luise Millerin‘ erweist sich als so fest eingefügt und verflochten in die übrigen, daß die Hauptbestandteile derselben nicht ohne Zerstörung des ganzen Baues herausgelöst werden könnten.“ Freilich fährt er dann in einem gewissen Widerspruch mit dem Vorhergehenden fort: „Nur die Sc. IV, 7: ‚Lady M. und Luise‘ würde man . . . missen können und auch gerne missen¹⁾, denn jener sühnende Abschluß in Akt IV, der nicht wohl entbehrt werden kann, hätte sich befriedigend bereits mit der Sc. II, 3 in Verbindung setzen lassen etwa so, daß die Lady durch das Anschauen einer wahrhaft großen und idealen Liebe innerlich bezwungen, schon jetzt entschlossen hätte, zu entsagen und ihre Vergangenheit reuig zu sühnen.“ Ich begreife nicht, wie das möglich sein soll „ohne Zerstörung des ganzen Baues“. Danach wäre es doch zweifellos nötig, von II, 3 an die ganze Handlung des Stückes zu verändern. Das ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, sobald man

¹⁾ Ebenso urteilt auch Henri Cartelmann in seiner *Dramatik* (Berlin 1892). Er sagt (S. 105): „außerhalb der Handlungseinheit stehen . . . 2) Der Auftritt zwischen der Lady und Luise und die Folgen davon IV, 6—9.“

diesem Gedanken nur einigermaßen nachgeht. Doch ich will mich nicht weiter darauf einlassen. Es ist völlig zwecklos. Denn es ist nicht die Aufgabe der Kritik, zu zeigen, wie es der Dichter hätte machen sollen oder können. Das hat für die Erklärung und das Verständnis einer Dichtung keinen Sinn. Vielmehr hat die Kritik in erster Linie das Verständnis der Dichtung zu fördern. Sie muß versuchen auf die Gedanken des Dichters einzugehen. Sie soll zeigen, wie die Dichtung zu verstehen ist, wie diese oder jene Stelle auszulegen ist, aber nicht wie es der Dichter hätte anders machen sollen. Das Werk ist einfach ein gegebenes und das muß man versuchen zu verstehen, aus den Gedanken des Dichters heraus. Der Leser will nicht die Gedanken des Kritikers hören, wie er es gemacht hätte u. s. w., sondern er will die Gedanken des Dichters erklärt wissen. Darum handelt es sich zum wenigsten bei einem Dichter wie Schiller.

Schließlich ist noch Fricks Urteil über Ferdinand zu erwähnen. Er bezeichnet ihn (S. 92) als „eine die Standesvorurteile verachtende, über die Hohlheit, Unwahrheit und sittliche Fäulnis der höfischen Kreise sich erhebende, wahrhaft adlige (durchaus edel und ideal angelegte: S. 125) Natur“. Ich stimme diesem Urteil gern bei; nur ist es nicht ganz vollständig. Es ist dabei nicht berücksichtigt, daß Ferdinand auch mißtrauisch, leichtgläubig und eifersüchtig ist. Das wirft doch einen gewissen Schatten auf seine ideale Natur. —

Damit scheidet ich von Fricks Erläuterungen, aber noch nicht von Rabale und Liebe.

Ich möchte zunächst noch einige Bemerkungen über

die Person der Lady Milford anfügen. Es steht zwar fest, daß hinter ihr die Herzogin Franziska von Hohenheim zu suchen ist, aber doch werden weitere sichere Beweise für diese Thatsache nicht gerade überflüssig erscheinen.

Was ich meine, sind eigene Worte der Franziska und darum um so gewichtiger.

Sie schreibt nämlich nach ihrer öffentlichen Anerkennung und Erhebung zur Herzoglichen Gemahlin an Niemeyer: „Wohl haben Sie mich oft, bei der immer wiederkehrenden schmerzlichen Empfindung über mein früheres Verhältnis, zu beruhigen gesucht. Aber das Gefühl der Schuld wollte mich nie ganz verlassen. Ich wußte es ja wohl, daß vor Gott das Leben keines Sterblichen ganz unsträflich ist. Aber es bleibt doch ein großer Unterschied, ob Ueberraschung der Grund von Verirrungen war, oder ob der Fehltritt langsam geschah. Niemand weiß wohl besser als ich, was die Ueberredung der Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat. Ohne Erfahrung, ohne Weltkenntnis, mir ganz überlassen, trat ich in die Welt mit Szenen umgeben, die ich gar nicht kannte. Glauben Sie mir, es gab eine Zeit, wo in dem Hause meines Vaters mein Herz nur für die Tugend schlug. Aber ach! die Eitelkeit brachte mich dahin, wo ich mir längst so sehr mißfallen habe. O hätte ich einen treuen warmen Freund in meiner Jugend zum Ratgeber gehabt . . . Es ist mein ernstester Wille, im Lande gut zu machen, was ich im Lande verschuldet habe¹⁾.“ Mit diesen Worten vergleiche

¹⁾ Mitgeteilt bei S. Hänle, Württembergische Lustschlösser (1847) II, 152; vgl. I, 297.

man Rabale und Liebe (II, 3): Ferdinand bei der Lady Milford. Da finden sich so manche Berührungspunkte. Ich setze einzelnes her. Die Milford sagt: „Ohne Schutz und Vermögen — kam ich nach Hamburg — der Herzog sah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufenthalt — lag zu meinen Füßen und schwur, daß er mich liebe . . . Der Fürst überraschte zwar meine wehrlose Jugend — aber das Blut der Norfolk empörte sich in mir: Du, eine geborene Fürstin, Emilie, rief es, und jetzt eines Fürsten Konkubine?“ Es ist merkwürdig, wieviel Uebereinstimmung herrscht zwischen dem Dichterwort und dem Brief Franziskas, den Schiller doch unmöglich kannte. Franziska wurde 1784 zur Herzogin erhoben, da war aber Rabale und Liebe bereits fertig, am 15. April 1784 wurde es zuerst in Mannheim aufgeführt. Man sieht also, wie genau der Dichter die Lebensgeschichte Franziskas kannte und wie sehr er Franziska mit der Milford identifiziert hat. Auch der Schluß jenes Briefes findet noch seine Parallele bei Schiller in derselben Scene. Da heißt es: „ich nahm einen fürstlichen Eid von ihm in einer Stunde der Leidenschaft und diese abscheuliche Opferung mußte aufhören . . . dein Vaterland, Walter, fühlte zum erstenmal eine Menschenhand und sank vertrauend an meinen Busen“.

Nur eines war Schiller natürlich unbekannt, der Ausgang von Franziskas Verhältnis zum Herzog. Er konnte damals, als er Rabale und Liebe dichtete, nicht wissen, ob es Franziska gelingen würde den Herzog dauernd zu fesseln. Ja es scheint fast, wie wenn er der Ansicht gewesen wäre, daß sie einst das Los der übrigen

Maitreffen teilen würde, oder daß sie freiwillig von selbst das Feld räumen würde. Offenbar hielt Schiller, sowie er Franziska kannte, das letztere für wahrscheinlich. Das zeigt das Ende der Milford. Vielleicht trug übrigens zu dieser Darstellung auch ein litterarisches Vorbild bei. Ich meine die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ von Sophie La Roche, die Schiller kannte und sicher auch benützte. In diesem auf schwäbischem Boden entstandenen Roman sind zweifellos württembergische Verhältnisse geschildert. Wieland, der das Werk mit einem Vorwort versah, sagt in seiner Einleitung (S. XXII), man könne darin leicht „eine Satyre auf das Hofleben“ erblicken. Das ist auch zweifellos der Fall. Ich habe das Nähere darüber in meiner Studie (S. 43 f.) ausgeführt. Der Ausgang des in dem Roman allerdings nur beabsichtigten Verhältnisses des Fräuleins von Sternheim zum Fürsten ist wie folgt dargestellt (II, 9). Das Fräulein sollte auf einem Ball für den Fürsten entführt werden. Sie erfuhr davon und entfloh vom Ball weg nach Hause. Später habe man in ihrem Zimmer Briefe gefunden, einen an den Fürsten und einen an ihren Oheim, dem sie noch ein Verzeichnis von den Kleidern angehängt habe, die sie dem Pfarrer geschickt habe, um sie zu verkaufen und das Geld den Armen des Kirchspiels zu geben. Dieser Vorgang erinnert einigermaßen an Kabale und Liebe IV, 9, wo die Lady dem Fürsten den Abschiedsbrief schreibt und an II, 2, wo sie ihren Schmuck in die Landschaft bringen heißt, um ihn zu Geld zu machen und „unter die Vierhundert zu verteilen, die der Brand ruiniert hat“.

Bei diesem Anlaß möchte ich nochmals kurz auf den

Ausdruck „Landschaft“ zurückkommen. Ich habe darüber bereits gehandelt (a. a. D. S. 5 f.), da Dünker (Erläuterungen S. 186) es sonderbar fand, daß die Brillanten in die Landschaft gebracht werden sollen und daß die Lady damit ohne weiteres die Regierung belästigen könne. Was ich zu erwähnen habe, ist eine Briefstelle. Schillers Mutter schreibt am 15 Okt. 1796 an ihren Sohn: „In die Landschaft habe noch bei Lebzeit unseres lieben Vaters 500 angebracht, und könnte es bis alles angebracht, 2300 fl. werden, von deren Interessen ich und Luise leben müssen.“ Also andre Leute brachten auch ihr Geld in die Landschaft. Um so mehr konnte Schiller seine Lady der Landschaft den Auftrag erteilen lassen, ihren Schmuß zu Geld zu machen und unter die Unglücklichen zu verteilen. Landschaft ist nicht so viel als Regierung, wie Dünker annimmt, sondern gleich Landschaftskasse. Es gab nämlich damals in Württemberg keine Staatskasse, sondern eine Landschafts- und Kammerkasse. Wenn also Schillers Mutter Geld in die Landschaftskasse thut, so heißt das nach heutigem Begriff so viel als: sie kaufte Staatspapiere. Und wenn die Lady, als Maitresse des Fürsten, ihren Schmuß dorthin sendet und zu Geld machen heißt, um das, was sie nach ihrer Ansicht vom Lande erhalten, dem Lande wieder zurückzugeben, so, glaube ich, ist das auch ganz begrifflich.

Im Anschluß sei es mir gestattet, eine andre Einzelstelle zu besprechen. Ich meine Kabale und Liebe V, 1. Vater Miller will den Brief Luizens an Ferdinand erbrechen. Da sagt Luise: „Wie Er will, Vater — aber Er wird nicht klug daraus werden. Die Buchstaben lie-

gen wie kalte Leichname da und leben nur Augen der Liebe.“ Die kalten Leichname faßt Kettner als „tote Zeichen“. Dünker weist diese Erklärung als unrichtig zurück¹⁾. Ich glaube, mit Recht. Dünker findet die Stelle überhaupt nur deshalb schwierig, weil die Buchstaben „Leichname nicht genannt werden können, da dieses Wort nur von dem gebraucht wird, das des Lebens beraubt worden“. In dieser Auffassung irrt Dünker nach meinem Dafürhalten auch seinerseits. Schiller nennt die Buchstaben nicht Leichname, sondern er sagt, sie liegen da wie Leichname. Das ist aber doch nur ein Vergleich, ein Bild, keine direkte Benennung. Und weil ein Vergleich vorliegt, so kommt es gar nicht in Betracht, daß ein Leichnam vorher lebend war. Das ist ganz gleichgültig für die Stelle. Mit einem Leichnam vergleicht Luise die Buchstaben, weil sie eben an Selbstmord denkt. Sie will zu ihrem Vater sagen: Lies den Brief lieber nicht, du verstehst ihn doch nicht, die Buchstaben sind für dich tot, leblos, sie leben nur den Augen der Liebe. Nur die Liebe errät den richtigen Sinn derselben. Dünker geht noch weiter. Er erklärt: „Dem Vater werden die Buchstaben wie kalte Leichname daliegen, er wird nur den doppelten Selbstmord herauslesen; aber die wahre Liebe erschaut darin die ewige Vereinigung der Liebenden im Jenseits.“ Daß der Vater den doppelten Selbstmord herausliest, glaube ich deshalb nicht, weil er nachher Luise fragt, welches „der dritte Ort“ sei, von dem sie schreibe. Er versteht also, wie sie richtig ahnt, den Brief

¹⁾ Lyons Zeitschr. für den deutschen Unterricht, 1893 (7. Jahrg.) S. 172 f.

nicht. Erst als Luise sagt: „Der dritte Ort ist das Grab“, da geht ihm ein Licht auf, da weiß er, was sie will.

Schließlich komme ich noch auf ein historisches Vorbild der Luise zu sprechen.

Für die Rolle der Luise Miller hat Schiller, wie ich bereits oben angedeutet habe, wesentlich auch Charlotte von Wolzogen sich zum Vorbild genommen. Das verrät uns sein Brief an Charlottens Bruder Wilhelm. Diesem schrieb er, mitten in der Arbeit an „Rabale und Liebe“, am 25. Mai 1783 über seine Schwester Charlotte: „Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths — so kenn' ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese unschuldige Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Anteil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist.“

Sodann ferner: „Er [Herr von Winkelmann] liebt Ihre Lotte, und ich weiß er liebt sie, wie ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie ein Mädchen, das zum erstenmal liebt. Mehr brauch' ich Ihnen nicht zu sagen.“

Damit vergleiche man in „Rabale und Liebe“ IV, 7 die Worte der Lady über Luise Miller: „Sechzehn Jahre! Der erste Puls dieser Leidenschaft! — Auf dem unberührten Klavier der erste einweihende Silberton — nichts

ist verführender — . . . Und auch er liebt zum erstenmal. — Was Wunder, wenn sich die Strahlen eines Morgenrots finden?“ Und ferner: „Was dir dein Spiegel für massiv und ewig verkauft, ist nur ein dünner, angeflogener Goldschaum, der deinem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben muß.“ Endlich: „Ein Mädchen von Ihren Jahren hat immer zweien Spiegel zugleich, den wahren und ihren Bewunderer — die gefällige Geschmeidigkeit des letzteren macht die rauhe Offenherzigkeit des ersteren wieder gut. Der eine rügt eine häßliche Blatternarbe. Weit gefehlt, sagt der andre, es ist ein Grübchen der Grazien.“ Wie sehr Schiller mit Charlotte von Wolzogen sich beschäftigte, zeigt sein Brief an Reinwald am 11. Mai [fälschlich für Juni] ¹⁾: Lotte „ist ein wahres Studium für mich; denn so viel Güte und schöne Unschuld habe ich selten gefunden“. „Studium“ ist Lotte für ihn. Warum wohl? Weil er gerade diese Eigenschaften derselben, Güte und schöne Unschuld, in seiner Luise Millerin zum Ausdruck bringen möchte.

Dabei will ich gleich hier erwähnen, was bis jetzt von der Kritik übersehen wurde, daß Luise Miller und Lotte von Wolzogen ganz gleich alt sind. Luise erwidert auf der Lady Frage: „Und wie jung, wenn man fragen darf?“ „Sechzehn gewesen.“ Lotte von Wolzogen ist nun am 16. April 1766 geboren ²⁾, war also im Jahr 1783, als Schiller an seinem Trauerspiel schrieb, genau „sechzehn gewesen“, bezw. siebzehn Jahre alt. Daß Lotte in

¹⁾ Jonas, Schillers Briefe, I, S. 132.

²⁾ S. Beziehungen S. 397, Anm. 7.

dem Trauerspiel eine Rolle spielt, dürfte man vielleicht auch aus der Bemerkung schließen in dem Brief des Dichters an seine Gönnerin vom 28. Mai 1783: „Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahr eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für die Lotte.“ Zwei Tage nachher, am 30. Mai, wiederholt er denselben Gedanken mit den Worten: „Es bleibt dabei, ich schreibe eine Tragödie mehr, sobald die H[erzogin] ihre Pension zurücknimmt, und die Lotte soll die Pränumeration davon haben.“

Daraus sollte man, glaube ich, doch wohl wenigstens so viel schließen dürfen, daß Schiller auch in dem Trauerspiel, das er eben unter den Händen hatte, Lotte sich irgendwie beteiligen läßt¹⁾.

Die oben erwähnten Briefstellen bieten uns auch noch einen gewissen Anhalt für die Abfassungszeit von *Kabale und Liebe*, Akt IV, Scene 7. Die Ausdrücke und die ganze Situation in dieser Scene zeigen nämlich eine ziemlich Uebereinstimmung mit den Briefstellen. Ich erinnere nochmals an die Schilderung der ersten Liebe und an das Bild vom Spiegel. So ist man fast zu der Annahme versucht, der Dichter habe um jene Zeit,

¹⁾ Ich erinnere dabei an die Worte des Dichters, die er ebenfalls in *Kabale und Liebe* (V, 1) Miller in den Mund legt: „Ich setze die Geschichte deines Grams auf die Laute, singe dann ein Lied von der Tochter, die ihren Vater zu ehren ihr Herz zerriß“ u. Eine Beziehung auf obige Briefstellen ist freilich nicht anzunehmen, denn dieses Motiv ist ein typisches, das oft wiederkehrt (vgl. Erich Schmidt, „H. L. Wagner“ S. 2 und Minor a. a. D. II, 144). Aber doch halte ich diesen Hinweis darauf nicht gerade für überflüssig.

Frühjahr 1783, genauer Mai 1783, an diesem Orte gearbeitet. Zur weiteren Begründung dieser Behauptung erwähne ich noch eine andre Brieffstelle, die noch mehr geeignet ist die Wahrscheinlichkeit dieser Thatsache zu erweisen. Am 30. Mai 1783 schreibt Schiller an Frau von Wolzogen weiter: „Jetzt gilt mir alles gleich, und ich schenke Ihnen meinen dichterischen Lorbeer in die nächste Boeuf à la Mode, und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab, wenn Sie sich Vieh halten. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben.“

Kabale und Liebe IV, 9 sagt die Lady: „Mein Rat wäre, man backte den Zettel in eine Wildbretpastete, so fänden ihn Serenissimus auf dem Teller — 1).“ Auch der andre Gedanke der Brieffstelle kommt in Kabale und Liebe zum Ausdruck. I, 7 sagt Ferdinand in der schon einmal erwähnten Stelle: „Mein Ideal von Glück zieht sich genügsamer in mich selbst zurück. In meinem Herzen liegen alle meine Wünsche begraben.“

Daß aber in der That Charlotte von Wolzogen des Dichters Herz und Gedanken gefangen hielt, sehen wir aus einer Bemerkung des Dichters in einem Schreiben an Reinwald vom 3. Mai 1783. Ich meine die bekannten Worte: „Meine Lady interessiert mich fast so sehr als meine Dulcinea in Stuttgart.“ Wer diese Dulcinea ist, darüber gehen freilich die Ansichten auseinander. Man vermutete dahinter die Frau Hauptmann Wischer, ja sogar — die Gräfin von Hohenheim. Allein neuere

1) Auch Jonas hat, wie ich nachträglich finde, diese beiden Stellen in Parallele gesetzt: Schillers Briefe I, 478.

Forſcher wie Minor und Jonas ſind mit Recht zu der Anſicht gekommen, daß dies nur Charlotte von Wolzogen ſein könne ¹⁾.

Faßt man alle dieſe Stellen zuſammen, ſo wird es wohl nicht allzu gewagt erſcheinen, wenn man daraus den Schluß zieht, daß Lotte von Wolzogen auf die Rolle der Luife Miller ſtark eingewirkt hat.

¹⁾ Minor a. a. D. II, 109; Jonas, Schillerbriefe I. 477.

Oberst Rieger.

Noch nicht ganz aufgeklärt sind die Beziehungen Schillers zu Rieger.

Rieger war bekanntlich nach dem Curriculum vitae des Vaters Schiller der Pate des Dichters. Es heißt in dieser Selbstbiographie: „Nachher hat sich dazu angegeben Herr Obrist von Rieger.“ Im Marbacher Taufregister steht nun aber unter den Taufzeugen Rieger nicht. Das ist allerdings leicht erklärlich, weil Rieger erst nachträglich sich als Pate „angegeben“ hat. Auch ist dabei zu beachten, daß von den von Vater Schiller angegebenen Zeugen noch drei andre im Marbacher Taufbuch ebenfalls fehlen, nämlich: Frau Ehrenmännin, Jungfer Sommerin und Jungfer Wernerin. Daraus darf man wohl den Schluß ziehen, daß diese letzteren Paten nicht die gleiche Stellung einnahmen wie die übrigen und darum in dem amtlichen Verzeichnis wegeblieben, welches stets nur eine bestimmte Anzahl (6?) enthalten durfte. Anders liegt natürlich der Fall bei Rieger, der erst später Pate wurde. Rieger entschloß sich zu der Patenschaft offenbar nur ehrenhalber. Aber wenn das Verhältnis des andern Ehrenpaten, des Obersten von Gabelenz, des Kommandeurs des Kommanſchen Infanterieregiments, bei dem Vater Schiller stand, ganz

klar ist, so ist das nicht ganz so bei Rieger. Rieger stand in keiner solchen engen Beziehung zu dem Lieutenant bzw. Hauptmann Schiller. Ich kann mir als Grund, warum Rieger diesen Schritt gethan hat, überhaupt nur eines denken. Er war bekanntlich Chef der Militärverwaltung. In dieser Stellung suchte er auf alle nur denkbare Arten Geld und Truppen zu erpressen. Vielleicht hatte er sich den Vater Schiller damals zum Werbeoffizier ausersehen und hoffte ihn auf diese Weise zu dem nicht gerade angenehmen Beruf geneigter zu machen. Ich komme auf diesen Gedanken deshalb, weil Schiller ja nachher, 1763—1766, wirklich Werbeoffizier war. Vielleicht wäre er es schon früher geworden, wenn nicht Rieger 1762 gefangen gesetzt worden wäre. Anders kann ich mir die Sache nicht zurecht legen. Denn von einer Freundschaft oder gar Verwandtschaft zwischen dem Schillerschen und Riegerschen Hause ist in der Schillerlitteratur nichts bekannt.

Für meine oben ausgesprochene Vermutung kommt noch besonders in Betracht, daß Rieger in jener Notiz als Obrist bezeichnet ist. Ist diese Rangbezeichnung richtig, was wohl kaum bezweifelt werden kann, so haben wir daran einen festen Anhalt für die Zeitbestimmung. Rieger war nach den Mitteilungen Eugen Schneiders aus den Kriegsakten Riegers¹⁾ zur Zeit von Schillers Geburt bereits Oberst. Wenn er nun, wie schon erwähnt, 1762 gefangen gesetzt wurde, so muß er also innerhalb der Jahre 1759—1762 zu dieser Patenschaft

¹⁾ Vgl. Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1888 S. 294 (Nr. 19).

sich entschlossen haben. Am wahrscheinlichsten ist es nun, daß dies bald nach des Dichters Geburt geschah, vielleicht noch in demselben Jahre. Eine spätere Zeit dafür anzusetzen, ist nicht gut möglich.

Für die Beurteilung der Bedeutung der Riegerschen Patenschaft ist von großer Wichtigkeit das Verhalten Riegers und Schillers in dieser Sache. Sehen wir zuerst nach Rieger. Da ist merkwürdig, daß Rieger erst im Jahr 1781, als bereits die Räuber erschienen waren, den Dichter, sein Patenkind, kennen zu lernen wünschte. Und auch da wurde er eigentlich nur durch einen Zufall, nicht aus eigenem Antrieb, zu diesem Wunsch geführt. So wissen wir wenigstens aus Hovens Selbstbiographie¹⁾. Hoven erzählt nämlich, daß er einmal zufällig zu einer der von Rieger unter seines Gefangenen, Schubart, Leitung veranstalteten Theateraufführungen auf dem Hohenasperg Zutritt erhalten habe. Es wurde gerade, wie er berichtet, zur Feier des Geburtstages Riegers eine Vorstellung gegeben. Der Prolog, ein von Schubart verfaßtes Festgedicht, begann mit den Worten: „Edler Rieger!“ „Schon bei dieser Anrede klatschte nicht nur der General, sondern er rief auch: da capo! und die Worte: Edler Rieger! wurden wiederholt.“ Diese Scene reizte den Spott Hovens. Er klatschte in der Folge bei jedem Anlaß ganz übermäßig Beifall. Rieger merkte es. Aber weit entfernt den Hohn, der in diesem Applaus lag, zu erkennen, fühlte er sich vielmehr dadurch sehr geschmeichelt und lud Hoven ein, wieder zu kommen und — Schiller mitzubringen. Das

¹⁾ S. 115 f.

geschah. Rieger benützte diesen Besuch bekanntlich dazu, um eine Scene ganz eigener Art aufführen zu lassen. Es war ihm ein besonderer Genuß, Schubart durch die Anwesenheit Schillers zu überraschen und sich an seiner Freudenbezeigung zu weiden. So Hoven. Wieviel an seinem Bericht richtig ist, ist nicht festzustellen. Hoven ist bekanntlich in seiner Biographie von Irrthümern, die freilich nur auf Kosten seines schwachen Gedächtnisses zu schreiben sind, nicht ganz frei. Aber so viel ist allem Anschein nach doch an seiner Erzählung wahr, daß Rieger Schiller zum erstenmal bei dessen Besuch bei Schubart sah. Daß das wirklich zum erstenmal (abgesehen wahrscheinlich von der Kindheit Schillers 1759—1762) erst nach Riegers Gefangenschaft gewesen sein sollte, ist recht auffallend. Rieger hatte nämlich schon im Jahr 1775, nachdem er wieder zu Gnaden gekommen war, den Auftrag erhalten, Vorkehrungen für den Umzug der Akademie von der Solitude nach Stuttgart zu treffen. Da, sollte man meinen, hätte er doch auch Gelegenheit gehabt sein Patenkind kennen zu lernen. Aber nein! Das soll erst 1781 geschehen sein! Und wäre da Hoven nicht gewesen, wer weiß, ob er je Schiller kennen gelernt hätte, denn er starb ja schon 1782?

Wäre das alles denkbar, wenn Riegers Patenschaft ernst zu nehmen wäre? Schwerlich. Aber wie steht dem gegenüber das Benehmen Schillers und seiner Eltern? Kurz gesagt, es ist dementsprechend ebenso kühl und zurückhaltend. Wir wissen keine Silbe davon, daß Schiller irgendwie mit Rieger in nähere Berührung gekommen wäre, so wenig als mit Herrn von Gabelenz. Nicht einmal von Besuchen wissen wir. Auch ist nicht

bekannt, daß Rieger sich irgendwie seines Schütlings angenommen hat. Das wäre offenbar nur der Fall gewesen, wenn Schiller als zweiter Schubart auf den Asperg gekommen wäre. Aber glücklicherweise ist Schiller dieser drohenden Gefahr entronnen.

Erst später, nach Riegers Tod, da hat der Dichter Anlaß genommen dreimal seines Paten zu gedenken; aber beidemale auch nicht direkt, sondern aus besonderen Gründen. Das erste Mal geschah dies zur „Todenfeier“ Riegers am 15. Mai 1782 im Auftrag „sämtlicher Herzoglich-Württembergischen Generalität“. Es ist also ein bestelltes Leichencarmen, das wir in diesem Gedicht vor uns haben. Weltrich vermutet, daß Schiller die Abfassung desselben um so lieber übernommen habe, „als er in Rieger persönlich seinen Taufpaten verehrte“¹⁾. Das mag sein. Aber sicher hätte er jeden andern dergleichen Auftrag der gesamten Generalität ebenso gern vollzogen. Als untergebener Regimentsmedikus hätte er sich ja auch gar nicht wohl weigern können.

Es fragt sich nun, ob in dem Gedicht irgend welche Spuren vorhanden sind, die auf ein näheres Verhältnis zwischen dem Dichter und seinem Helden schließen lassen. In dieser Hinsicht kann höchstens eine Stelle gedeutet werden, nämlich die Stelle:

Oder dürfen warme Tränen fallen,
Tränen um den guten lieben Mann?
Dürfen wir mit Riegers Söhnen weinen?

Diese Zeilen schlagen immerhin etwas wärmere Töne an, die man allenfalls auf persönliche Beziehungen

¹⁾ N. a. D. S. 607.

wenigstens deuten kann. Freilich sind sie ziemlich allgemein gehalten und lassen sich auch wohl ohne besondere Beziehungen verstehen. Jedoch spricht für meine Auffassung der Umstand, daß das ganze Gedicht, was ich besonders betonen möchte, eine genaue Bekanntschaft Schillers mit Kiegers Person voraussetzt. Ja es scheint mir sicher, daß Schiller den General richtiger beurteilt und gewürdigt hat, als bisher angenommen wurde. Das zeigt, wie ich glaube, ein kurzer Vergleich seines Gedichts mit dem schon erwähnten auf den Krieger Kiegers beruhenden Aufsatz Eugen Schneiders: „Zur Charakteristik des Oberst Kieger“¹⁾. Ich hebe zunächst die betreffenden Stellen im Gedicht heraus. So sagt Schiller:

In dem Krieger betete — der Christ.
 Höher als das Lächeln deines Fürsten
 (Ach! wornach so manche geizig dürsten!)
 Höher war dir der, der ewig ist.

E. Schneider sagt: „Bekanntlich hat sich Kieger in seinem Gefängnis und nach seiner Befreiung sehr durch äußere Frömmigkeit ausgezeichnet, wieweil auch später noch Soldaten und Gefangene schwer unter ihm zu leiden hatten; daß er ein Heuchler gewesen wäre, ist um so mehr ausgeschlossen, als seine spätere Richtung in seinem ganzen Charakter begründet scheint. . . Als er vom Herzog zum Geheimen Kriegsrat ernannt worden sei, erklärt er ein andermal, habe er Gott um seinen guten Geist angefleht, seine Geschäfte zu segnen und ihn auf der Bahn der ehrlichen Leute zu erhalten.“

¹⁾ Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1888 Nr. 19.

Sodann ganz besonders die Stelle, die sich unmittelbar an die vorhergehende, eben erwähnte, anschließt:

Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
Fürstengunst mit Unterthanen Flüchen
Zu erwuchern war dein Trachten nie.
Elende beym Fürsten zu vertreten,
Für die Unschuld an dem Thron zu beten,
War dein Stolz auf Erden hie.

Diese Verse sind von Weltrich ganz besonders stark angegriffen worden. Dieser Kritiker sagt: „Die größte Nachsicht, die innigste Teilnahme durfte von Rieger nicht sagen:

Fürstengunst mit Unterthanenflüchen
Zu erwuchern war dein Trachten nie.

Das war Geschichtsfälschung, war Schlinggewächs der Phrase; Schiller wußte in Stuttgart so gut wie später, welsch ein Menschenpeiniger der ehemalige Günstling Herzog Karls gewesen war¹⁾.“

Weltrich druckt „dein“ gesperrt. In der historisch-kritischen Ausgabe Gödke's ist dies nicht der Fall. Das ist doch ein kleiner Unterschied. Sodann müssen meines Erachtens die Worte des Dichters ganz scharf gefaßt werden. Schiller sagt absolut deutlich, Rieger habe nie eigentlich danach getrachtet, Fürstengunst zu erwuchern und sei es auch mit Unterthanenflüchen. Aber zugleich besagen diese Worte des Dichters ebenso deutlich, daß thatsächlich doch solches vorkam. Nur das bewußte Streben danach weist er zurück. Er leugnet nur, daß Rieger die Mittel zur Erreichung seines Zwecks gleich gewesen seien. Und darin hatte er vollkommen

¹⁾ A. a. D. S. 609.

recht. E. Schneider schreibt darüber: „Solange der Herzog sich von ihm beeinflussen ließ, stellte er sich mit ihm in völlige Interessengemeinschaft, ohne dabei die äußere Ehrfurcht gegen Gott aus den Augen zu lassen.... Er glaubte an seine Bestimmung, zur Herrschaft berufen zu sein, war durchaus rücksichtslos in deren Ausnützung, verschmähte aber gemeine Mittel, um sich dieselbe zu erhalten, und suchte für sich keine Bereicherung.“

Bezeichnend für des Dichters der Wirklichkeit entsprechende Auffassung sind die Worte, die er als Gegensatz zum Vorhergehenden unmittelbar daran anreihet: „Elende beim Fürsten zu vertreten z.“

Als Beleg für die Richtigkeit dieses Wortes führe ich nach Schneider das Verhalten Kiegers gegenüber dem Expeditionsrat Moser an. Kieger hatte 1761 den Mut, „den wegen Widerstands gegen die Beraubung des Kirchenguts abgesetzten Expeditionsrat Moser, Sohn des Landschaftskonfulenten, dem Herzog mit sehr lobenden Ausdrücken zur Verwendung in einflußreicher Stellung vorzuschlagen, allerdings ohne Erfolg.“

Möge das genügen. Weitere Beispiele ließen sich wohl noch auffinden.

Die beiden andern Stellen, in denen Kieger vorkommt: „Kabale und Liebe“ (II, 2) und „Spiel des Schicksals“ verraten uns deutlich, wie genau Schiller mit dem Leben Kiegers vertraut war. Ueber die Stelle in „Kabale und Liebe“ habe ich schon in meiner Studie über dieses Stück gehandelt¹⁾. Die genaueren Ausführungen Schillers in „Spiel des Schicksals“ finden auch

¹⁾ S. 20 f.

durch Schneiders Darstellung eine Bestätigung; gerade auch in Einzelheiten. Ich erwähne nur eines. Schiller sagt dort (im Anfang): „Während daß der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens slog, vergrub sich der junge Günstling unter Akten und Büchern und widmete sich mit lasttragendem Fleiß den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belange war, durch seine Hände ging.“

Damit vergleiche man, was Schneider sagt: „Die Zeit Riegers war völlig von Geschäften in Anspruch genommen, er habe, sagt er einmal, die Zeit mehr mit Schaffen als Schlafen zugebracht und während eines einzigen Jahres 37 Ries Papier verschrieben.“

recht. E. Schneider schreibt darüber: „Solange der Herzog sich von ihm beeinflussen ließ, stellte er sich mit ihm in völlige Interessengemeinschaft, ohne dabei die äußere Ehrfurcht gegen Gott aus den Augen zu lassen. . . . Er glaubte an seine Bestimmung, zur Herrschaft berufen zu sein, war durchaus rücksichtslos in deren Ausnützung, verschmähte aber gemeine Mittel, um sich dieselbe zu erhalten, und suchte für sich keine Bereicherung.“

Bezeichnend für des Dichters der Wirklichkeit entsprechende Auffassung sind die Worte, die er als Gegensatz zum Vorhergehenden unmittelbar daran anreihet: „Elende beim Fürsten zu vertreten z.“

Als Beleg für die Richtigkeit dieses Wortes führe ich nach Schneider das Verhalten Riegers gegenüber dem Expeditionsrat Moser an. Rieger hatte 1761 den Mut, „den wegen Widerstands gegen die Veraubung des Kirchenguts abgesetzten Expeditionsrat Moser, Sohn des Landschaftskonsulenten, dem Herzog mit sehr lobenden Ausdrücken zur Verwendung in einflussreicher Stellung vorzuschlagen, allerdings ohne Erfolg.“

Möge das genügen. Weitere Beispiele ließen sich wohl noch auffinden.

Die beiden andern Stellen, in denen Rieger vorkommt: „Kabale und Liebe“ (II, 2) und „Spiel des Schicksals“ verraten uns deutlich, wie genau Schiller mit dem Leben Riegers vertraut war. Ueber die Stelle in „Kabale und Liebe“ habe ich schon in meiner Studie über dieses Stück gehandelt ¹⁾. Die genaueren Ausführungen Schillers in „Spiel des Schicksals“ finden auch

¹⁾ S. 20 f.

durch Schneiders Darstellung eine Bestätigung; gerade auch in Einzelheiten. Ich erwähne nur eines. Schiller sagt dort (im Anfang): „Während daß der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub sich der junge Günstling unter Akten und Büchern und widmete sich mit lasttragendem Fleiß den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belange war, durch seine Hände ging.“

Damit vergleiche man, was Schneider sagt: „Die Zeit Riegers war völlig von Geschäften in Anspruch genommen, er habe, sagt er einmal, die Zeit mehr mit Schaffen als Schlafen zugebracht und während eines einzigen Jahres 37 Ries Papier verschrieben.“

Schubart.

Durch Nieger lernten sich, wie bekannt, Schiller und Schubart persönlich kennen. Diese Bekanntschaft der beiden Dichter ist freilich leider ohne weitere Folgen geblieben. Schubart zwar hat seinen großen Landsmann zeitlebens hoch verehrt, Schiller aber fühlte sich offenbar von seinem Leben und seiner Dichtung abgestoßen und hat nirgends desselben gedacht.

Auffallen könnte es, daß Schiller, soviel bekannt, auch in den von ihm redigierten „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ Schubarts nicht erwähnt. Man möchte das um so eher erwarten, da Schiller diese Zeitung gerade in dem Jahre redigierte, in welchem er Schubart auf dem Asperg kennen lernte, nämlich i. J. 1781. Warum schwieg wohl Schiller damals ganz von seinem unglücklichen Mitdichter? Lediglich, glaube ich, wegen der mangelnden Pressfreiheit. Zensur und vielleicht auch Verleger standen einem solchen Unterfangen im Wege.

Die Asperger Zusammenkunft zeitigte Schubarts Gedicht „An Schiller“. Daß das Gedicht kurz nach jener Zeit entstand, zeigt die Strophe, in der Schubart sich rühmt, er habe „jüngst“ an Schillers „Feuerbusen“ gelegen. Das Gedicht ist deshalb besonders merkwürdig, weil in ihm Schillers Laura erwähnt ist und zwar ganz

in bezeichnender Weise mit dem „Zauberblick“ und „flimmendem Auge“. Die Stelle lautet:

Da trat vor mich ein Bothe des Himmels,
Lächelte mir sanft und sprach:

.....
Ja deinem trauten Schiller bring' ich
Gottes Gruß — und — Befehle! —
Daß ihn Lauras Zauberblick
Nicht lockt' in der Wollust Lache;
Daß er in Laura's flimmendem Auge
— Gott sah!

Die Erwähnung Lauras in dem Gedicht ist an und für sich nichts Besonderes, da daselbe „eine dithyrambische Kritik von Schillers Anthologie auf das Jahr 1782 ¹⁾“ gibt. Bedeutsam ist nur, daß der sinnliche Schubart den jüngeren Dichtergenossen vor „der Wollust Lache“ warnt. Wir erkennen darin das Urteil Schubarts über die Laura-gedichte der Anthologie, vielleicht hatte ihm dazu auch noch das Gerücht die Sache schlimmer dargestellt als sie in Wirklichkeit war. Auf alle Fälle aber sehen wir darin wiederum die Thatfache bestätigt, daß das Verhältnis Schillers zu Laura wirklich gefährlich und bedenklich war. Aber auch Schubart sieht die Gefahr lediglich in der Person der Laura, in ihrem Zauberblick und ihrem flimmenden Auge. Das verdient besondere Erwähnung, daß er Schiller von der Schuld freisprach, sei es nun, daß er diese Ueberzeugung durch die Gedichte der Anthologie oder durch den persönlichen Verkehr mit Schiller gewonnen hatte.

¹⁾ G. Hauff: Schubart 2c. S. 205.

Lieutenant Kapf.

Sehr wenig aufgeklärt sind die Beziehungen Schillers zu seinen Jugendfreunden Kapf und Lempp.

Von dem ersteren, Franz Joseph Kapf ¹⁾, der „eine Zeit lang“ mit Schiller zusammen wohnte, sind in neuerer Zeit einige Briefe bekannt geworden, die aber bis jetzt den Schillerforschern entgangen sind ²⁾. Dieselben sind von J. Würdinger veröffentlicht worden ³⁾. Sie sind allerdings ohne Beziehung auf Schiller, aber von Wichtigkeit für die Beurteilung Kapfs.

Doch zunächst ein Wort über Schillers Wohnung in Stuttgart nach seinem Austritt aus der Akademie. Am 4. Februar 1781 schreibt Schiller an Hoven, er habe ihm geschrieben schon vor 14 Tagen, aber der Brief sei beim Logischangieren zurückgeblieben. Also beim Logischangieren! Das wäre also an Lichtmeß 1781 gewesen. Schiller muß also offenbar vom 14. Dezember 1780, seinem Austritt aus der Akademie, bis Lichtmeß 1781, eine andre Wohnung inne gehabt haben. Aber wo?

¹⁾ Kapf, nicht Kapff, wie Minor und Weltrich nach dem Vorgang älterer Biographen schreiben.

²⁾ Vgl. z. B. Minor I, 574 Anmerkung und Jonas, Schillerbriefe I, 463.

³⁾ In der „Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg“ 13. Jahrg. 1886. S. 89 ff.

Bekannt ist keine. Dürfte vielleicht die Vermutung ausgesprochen werden, daß er in dieser Zeit in der Kaserne seines Regiments wohnen mußte? Das wäre doch wohl nicht unmöglich, zumal da wir sonst keine andre Wohnung kennen. Oder sollte der Dichter während dieser Zeit noch in der Akademie gewohnt haben? Diese Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, da auch Kapf als Lieutenant noch längere Zeit dort wohnte.

Und nun die wichtige Frage, wie lange Kapf mit Schiller zusammen wohnte. Zunächst einmal ist hier zu bemerken, daß es nicht absolut feststeht, wann beide zusammen eine gemeinsame Wohnung bezogen. Davon nachher. Dagegen stimmen alle Nachrichten darin überein, daß sich die beiden Freunde Anfang 1782 wieder trennten. Kapf wurde nämlich in diesem Jahre von seinem Regiment als 2. Vorgesetzter der 4. Abteilung wieder in die Akademie zurückgerufen¹⁾. Daß dies schon ganz im Anfang dieses Jahres geschah, sehen wir aus einer Notiz über die Feier des herzoglichen Geburtstages am 11. Februar 1782 bei Wagner²⁾. Da ist nämlich Kapf bereits als Führer einer Abteilung von Eleven beim „Zug aus dem Schloß nach dem öffentlichen Auditorio der Karls-Akademie“ verzeichnet. Eine frühere Dienstleistung Kapfs an der Akademie ist nicht nachzuweisen. Es war vielleicht seine erste öffentliche Thätigkeit in seinem neuen Amte, das einige Jahre währte.

Darnach kann also das Zusammensein Schillers und Kapfs höchstens ein Jahr lang gedauert haben, wenn

¹⁾ Daß, Beschreibung der hohen Karlschule 1783, S. 54.

²⁾ Geschichte der hohen Karlschule I, 508.

andern beide an Lichtmeß 1781 zusammen zogen. Das scheint aber sicher der Fall gewesen zu sein trotz der Widersprüche in den Quellenangaben. So sagt Bag¹⁾, Kapf sei 1774 in die Akademie gekommen. „Bier Jahre nachher gab ihm der Herzog eine Lieutenantsstelle bei dem Infanterieregiment von Gablenz und entließ ihn 1781 aus seinem Institut.“ Dieselbe Angabe — und zwar noch genauer — wiederholt sich bei Wagner. Dort ist als Austritt Kapfs aus der Akademie der 15. Dezember 1781 bemerkt²⁾. Weltrich bestreitet mit Recht diese Angaben³⁾. Er führt dagegen Haugs Schwäb. Magazin an⁴⁾. Dort steht in der Liste der „Beförderungen in der Herzoglichen Militärakademie“ im Dezember 1780: Von Lehsten und Kapf Lieutenants bei Gablenz; Schiller Regimentsmedicus bei Augé zc. Ferner citiert Weltrich Wagner II, S. 316. Allein an dieser Stelle steht, wie man sich leicht überzeugen kann, ebenfalls der 15. Dezember 1781 (vgl. S. 313), also dieselbe Angabe wie an der ersten Stelle desselben Werkes. Also nur in Haugs Schwäb. Magazin ist der Dezember 1780 angegeben, aber Haug widerspricht dieser Angabe selbst in seinem „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ drittes Stück. Augsburg 1782 (28. Febr.). Dasselbst schreibt er (S. 786): „Hr. Lieut. Kapf, ehemaliger Zögling der Akademie in Stuttgart, ist daselbst als Lieutenant angestellt worden.“

¹⁾ A. a. D.

²⁾ A. a. D. I, 368; Nr. 540.

³⁾ A. a. D. S. 333: Anm.

⁴⁾ Haug, Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1780. 12. St. S. 754.

Also die von Weltrich angeführten Stellen, die Kapfs Austritt auf 1780 festsetzen, sind nicht ganz stichhaltig. Und doch muß Kapf zugleich mit Schiller die Akademie verlassen haben; das folgt notwendig aus einem Brief Schillers ¹⁾ an Petersen vom Frühjahr 1781. Der Brief ist zwar undatiert, aber der ganze Inhalt desselben weist auf die genannte Zeit hin. Schiller schreibt nämlich darin über den beabsichtigten Druck seiner „Räuber“. Dieser Druck war aber bereits an Ostern dieses Jahres vollendet. Also muß der Brief frühestens 1781 geschrieben sein. Daraus ergibt sich sodann, daß auch Kapf, der in dem Brief erwähnt wird, schon damals mit Schiller zusammen gewohnt hat. Es heißt nämlich über ihn in der betreffenden Stelle:

„Vergiß auch das Geld vor die Bücher nicht, denn ich und Kapff haben's wirklich verflucht nötig. Betreib es ja. 4—5 Gulden kannst Du doch immer davor kriegen.“

Die Stelle ist sehr wichtig. Denn wir erfahren daraus einmal, daß der Dichter in seiner Not durch Petersen Bücher aus seiner Bibliothek verkaufen ließ. Sodann aber sehen wir daraus, daß die Not des Dichters gleich kurz nach seinem Austritt aus der Akademie begann. Das mag wohl wunder nehmen, findet aber seine Erklärung leicht in der engen Verbrüderung des Dichters mit Kapf. Letzterer war nach Boas ²⁾ „ein gewandter,

¹⁾ Nr. 16 bei Jonas. — Nachträglich hat mir Herr Archivsekretär Dr. R. Krauß in Stuttgart bestätigt, daß in den Akten der Karlschule thatsächlich der 15. Dez. 1780 als Datum von Kapfs Austritt angegeben ist.

²⁾ N. a. D. I, 229.

geistvoller Jüngling, aber leichtsinnig und zum stürmischen Lebensgenuß hinneigend.“ Die Wahrheit dieser Angabe ist neuerdings durch die Briefe Kapfs bestätigt worden, auf die ich jetzt übergehen will. Würdinger, der dieselben veröffentlicht hat, sagt in der Einleitung dazu allerdings, Kapf werde meist ungerecht beurteilt, und „diese Briefe möchten geeignet sein, seinen Charakter im wahren Lichte erscheinen zu lassen“¹⁾.

Diese Briefe, nur vier an Zahl, aber von außerordentlich großem Umfang, hat Kapf auf der Reise nach dem Kap der guten Hoffnung, wohin er mit dem bekannten Kapregiment als Anführer der Artillerie zog, und während seines Garnisonslebens daselbst an seine Eltern geschrieben. Diese Briefe lassen allerdings Kapfs wahren Charakter ziemlich deutlich erscheinen; aber das bisherige Urteil über denselben wird dadurch nicht geändert, es bleibt vielmehr ganz zu Recht bestehen.

Durch die Briefe wird einmal festgesetzt, daß Kapf im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie von 1788—91 auf dem Kap als Stabshauptmann die Artillerie kommandierte. Im Sommer 1791 wurden Teile des Regiments nach Ostindien verlegt. Auch Kapf mußte mit; er ging aber höchst ungern, wie wenn ihn eine Ahnung von seinem Tode erfüllt hätte. Er erkrank nämlich bei der Ausseifung in Batavia am 8. August 1791 zugleich mit seiner Abigail. Wer ist diese Abigail? Die Briefe geben uns darüber Auskunft. Und dieser Punkt ist für uns besonders wichtig. In seinem letzten (4.) Brief schreibt Kapf seinen „Liebsten, besten

¹⁾ N. a. D. S. 89.

Eltern“, bei seiner Ankunft auf dem Kap „brachte Capitain Bellnagel zwei schöne Mädchen mit, und sagte öffentlich, er hätte sie für mich mitgebracht, sie gingen auch auf mich los, küßten mich, ich ließ mich nicht decontenanciren, sagte ihm: ‚Danke dir, Bruder, ich bin aber wirklich noch schwach von der Reise, zwei sind mir auf einmal zu viel,‘ und gab den Premierlieutenant der andern, da nahm nun das Schwelgen kein End. . . . Die acht Tage kam ich nicht zu mir selbst, so daß es mir für meine Gesundheit bange wurde ¹⁾.“ Acht Zeilen später schreibt er über das Leben in der Kapstadt: „Die Lebensart ist hier sehr ausgelassen, deswegen diejenigen, welche es bezahlen können, sich schöne Sclavinnen halten, welche einem getreuer sind, als das beste Weib [So schreibt er seinen Eltern!], man muß aber auch ihnen getreu sein, sonst geben sie einem Gift. Ich halte mir auch eine superbe, kosten sehr viel Geld und alle Monat 10 Conventionsthaler zum Nadelgeld. . . . Sie ist 14 Jahre alt, nicht schwarz, nicht weiß, sondern schön braun, heißt Abigail.“ [Also Nr. 2!] Wie zur Entschuldigung schreibt er weiter: „Es macht einem hier keine Schande, wohl aber, wenn man hört, daß er veränderlich ist.“ Und später ²⁾ kommt er nochmals darauf zurück. „Die Ursache, warum ich mir ein Mädchen gekauft, ist Nothwendigkeit, denn bei meinem Temperament, bei den guten Lebensmitteln, den starken Weinen, Gewürzen, dem Klima, dem Reize des weiblichen Geschlechts, ist es unmöglich ganz enthaltsam zu sein. Nun kommt dazu,

¹⁾ Würbinger a. a. D. S. 104.

²⁾ S. 105 f.

daß das Mädchen, welches ganz schön ist, mir außerordentlich gefiel, so daß ich entschlossen bin, wenn ich ins Vaterland gehe, sie mitzunehmen.“

Damit genug von diesem Punkt. Ich meine, daß die Wahrheit des Boas'schen Wortes: „leichtfinnig und zum stürmischen Lebensgenuß hinneigend“ durch diese Briefe voll und ganz bestätigt wird. Das liebevolle Betragen Kapfs gegen Eltern und Schwestern, das in den Briefen ebenfalls zum Ausdruck kommt, kann hier nicht in Betracht kommen.

Und nun, was folgt aus diesen Thatfachen für das Zusammenleben Kapfs mit Schiller und der Frau Hauptmann Wischer? Ein absolut sicherer Rückschluß ist freilich nicht möglich. Aber es wird wohl nicht zu weit gegangen sein, wenn man annimmt, daß Kapf auch die Gunst der Frau Wischer in hohem Grade besaß, und daß Schiller neben ihm, dem „gewandten“ Offizier — Schiller stand zudem im Rang unter einem Lieutenant — zurückstehen mußte. Erst nach Kapfs Abgang — also im 2. Jahre — wird Schiller mehr in den Vordergrund getreten sein. Doch wird Kapf auch jetzt noch stets in Berührung mit der Frau Wischerin geblieben sein. Vielleicht darf man dies aus Schillers Brief an Henriette von Wolzogen vom 4. Januar 1783 schließen. In diesem Brief schreibt nämlich der Dichter: „Von der Hauptmann Wischerin habe ich etwas gehört, das mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor etlichen Monaten einen (etwas übereilten) Brief, der so beschaffen war, daß ihn niemand zu Gesicht bekommen durfte. Die Wischerin kommunizierte ihn einem gewissen Offizier. Sie hätte mir lieber weiß nicht was thun können. Eine

solche Indiskretion (das ist der gelindeste Name) thut weh, und ich dachte besser von ihr. Wie muß ich mich doch so oft in meinen liebsten Personen betrügen!"

Wenn also nach meiner Vermutung, die, solange niemand anders sicher dafür nachgewiesen wird, doch wohl nicht unberechtigt ist, wenn also, behaupte ich, Kapf dieser Offizier wäre, so erklärt sich uns daraus auch noch weiterhin, daß die Beziehungen Schillers zu Kapf später keine besonders freundlichen waren. Dann wird es auch klar, warum später kein Briefwechsel zwischen Kapf und Schiller stattfand. Wenigstens ist auch keine Spur von einem solchen vorhanden, während von allen übrigen Freunden Schillers aus jener Zeit mehr oder weniger zahlreiche schriftliche Zeugnisse von ihren Beziehungen zu Schiller erhalten sind.

Albrecht Friedrich Lempp.

Unter den Akademiegeoffen war von ganz hervorragendem Einfluß auf Schiller der Sohn eines herzoglichen Rentkammerrats, Albrecht Friedrich Lempp. Derselbe trat Neujahr 1779 in die Akademie. „Er war ein schon erwachsener, kenntnisreicher Jüngling, dessen Einwirkung auf Schillers Fortschritte in der spekulativen Philosophie, und besonders auf sein Erfassen praktischer Grundsätze, sich bald geltend machte. Schiller sprach noch später oft und mit einer Art Kultus von ihm, auch blieben sie beide dauernd im brieflichen Austausch. Als Lempp 1784 nach London reiste, schrieb er aus Köln an den Akademiegeoffen: seine Freundschaft sei ihm das höchste Kleinod auf der ganzen Welt. Damals wollte er ihn auch bewegen, Freimaurer zu werden, und 1802 verteidigte er die Astronomie wider Schillers Angriffe. In dem betreffenden Briefe heißt es: „Wie die Spinne den Faden aus sich ziehet, und sich an demselben in freier Luft bewegt, so hat hier der Verstand durch den Kalkül sich einen Faden gesponnen, an dem er bis ans Ende des Weltalls sich fortbewegt.“

So Boas in „Schillers Jugendjahre“¹⁾ zum Teil nach Scharffenstein.

¹⁾ I, S. 166. Vgl. unten Anhang: Brief 2.

Sonst war bis jetzt über Lempps Beziehungen zu Schiller nichts bekannt außer der weiteren Bemerkung Scharffensteins, nach der Schiller ihm in jener letzten Nacht, die er vor seiner Flucht mit ihm zubrachte, diesen ihm noch unbekanntem Freund vermachte. „Er hat seine Zinsen getragen; ohne dieses Kapital wäre ich sehr arm geblieben.“ So schließt Scharffenstein jenen Bericht¹⁾. Ueber das Verhältnis Lempps zu Scharffenstein werde ich nachher handeln. Zunächst soll der Einfluß Lempps auf Schiller dargestellt werden. Boas sagt, derselbe habe sich hauptsächlich auf die philosophische Lebensauffassung des Dichters erstreckt. Er folgt dabei Scharffenstein, welcher also sagt: „Während unsrer ersten Trennung . . . scheint ein Mann auf dessen Fortschritte, nicht nur in der spekulativen Philosophie, sondern im Erwerb reiner praktischer Grundsätze den größten Einfluß gehabt zu haben: Das war sein Mitzügling Lempp¹⁾.“ Also der Einfluß, der Scharffenstein nur vorhanden zu sein schien, war nach Boas thatsächlich da. Und darin hat er, glaube ich, recht. Es ist nur auffallend, daß Boas die Quellen, aus denen er schöpfte, nicht angibt. Dieselben sind in der That seit dieser ersten Benützung durch Boas verschollen gewesen. Erst jetzt wieder kommen sie zum Vorschein. Herr Oberhofmeister G. von Donop in Weimar nämlich hat dieselben — es sind zwei Briefe — bei einer Versteigerung von Autographen in Leipzig (Börner, Katalog XLII) erstanden (1886). Durch seine Güte ist es mir jetzt möglich gewesen, die-

¹⁾ A. Kühn, Schiller (1882) S. 45 (abgedruckt aus dem Morgenblatt 1837 Nr. 56 ff.).

der Weiseste und Beste ist nur selten fähig diese Höhe zu erreichen und seinen Willen so unterwürfig zu machen, daß nicht die menschliche Leidenschaften und Triebfedern oft die Oberhand erreichen und ihn von seinem Pfad abbringen. Ja, die Schwierigkeit, sich zu dieser Reinheit zu erheben, ist für manche zu groß, als daß sie nicht das Wahre bloß idealisch nennen und an dessen Wirklichkeit sich zu zweifeln erlauben sollten. Aber

Die Tugend sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollte er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben.

Nicht bloß unserm Verstand, mehr noch unserem Herzen hat die weise Vorsehung die Erhaltung des Glaubens an die Tugend anvertraut, da der Verstand nicht nur sich leicht verführen läßt, sondern auch selbst das Wunderbare, was in dem Zusammenhange zwischen Glück und Tugend liegt, nicht enträtseln kann, doch

Was kein Verstand der Verständigsten sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Der Sinn dieser schönen Schillerischen Worte wird bei folgenden Betrachtungen deutlicher werden Die Erhaltung des Menschen-Geschlechts im Physischen ist der produzierenden Kraft der Erde, der Sonne und aller Elemente anvertraut, aber zur Erhaltung der moralischen Weltordnung unter Geistern hat die weise Vorsehung die Idee der Tugend in unser Herz gelegt. Unsere physische Erhaltung ist von Dingen abhängig, über die wir keine Macht haben wie die Elemente, aber die moralische Erschaffung einer Ordnung und eines

höheren Genusses, dazu, zu dem Wichtigern haben wir die Kraft in uns, bei dem Physischen sorgt Vorsehung täglich für unsere Existenz, in der moralischen Welt hat sie uns mit eigenen Fähigkeiten ausgerüstet, selbst uns des Glücks würdig zu machen. Diese in unser Herz gelegte Idee ist die Erhalterin alles dessen, was dem menschlichen Leben noch einen Wert gibt, und so sehr auch die Menschen sie oft verläugnen, so ist wirklich bloß die Wirkung und die Wohlthat dieser Idee, daß die menschliche Gesellschaft wenigstens noch in diesem leidentlichen Zustande sich befindet. . . . In dem unsichtbaren großen moralischen Staat Gottes ist die Ordnung bloß dem ins Herz geschriebenen Gesetz anvertraut, dieses Gesetz allein, das allen Geistern gegeben ist, soll hier regieren. Dieses Gesetz, das jeder sich selbst durch sein Herz und seine Vernunft gibt, soll und wird hier allgemeine Ordnung, allgemeines Wohlwollen und allgemeine Uebereinstimmung verbreiten. . . . Diese wohlthätige göttliche Idee ist die Tugend und diese Betrachtung derselben hat ohne Zweifel den Sokrates in der Entzückung, in die jeder, der seine Seele dieser Betrachtung hingibt, geraten muß, verleitet zu sagen, daß, wenn die Tugend als Person sich den Menschen zeigen könnte, jeder Sterbliche in sie verliebt werden müßte. . . .

Würde der Mensch in einer vollkommenen Welt und unter vollkommenen tugendhaften Menschen geboren und erzogen werden, so würde er zur Tugend gewöhnt, aber nicht gebildet werden. Er würde in einer so ohne Anstoß fortlebenden, wohlwollenden und glücklichen Gesellschaft eine aus Gewohnheit sich selbst bildende Tugend in seinen Handlungen äußern, ohne mit der Natur der

Tugend oder der Natur des Lasters bekannt zu sein, und ohne nötig zu haben, seinen Verstand und seine übrige Kräfte dabei in Thätigkeit zu setzen; das wahre Glück der Tugend würde er ebenso wenig fühlen, als derjenige das Glück der Ruhe fühlt, der nie in den Stürmen des Lebens umgetrieben worden ist. Der Mensch mußte also in eine Welt geworfen werden, wo die Empfindung des Uebels seine Kräfte antreibt es von sich abzuwehren, wo er über die Quellen des Uebels nachzudenken gewöhnt wird, und wo er durch den Kontrast den Wert der Tugend kennen lernt. . . .

So zeigt sich unserem Nachdenken die himmlische Tugend in ihrem göttlichen Glanz und schon die Existenz dieser schönen Idee in unserer Seele ist uns Bürge für die Wahrheit derselben, und so wirft sie ihre Strahlen auf den Erdenbewohner und zeigt ihm, daß wenn er sich schon zu ihrem ganzen Glanz nicht erheben kann, er doch auch durch die Gestalt, in der sie sich ihm darstellt, und in der sie für ihn erreichbar ist, schon unendlich gewinnt:

— er kann nach der Göttlichen streben.

. . . Die schöne Beispiele großer und tugendhafter Menschen beweisen, daß ein sich hingebendes menschliches Herz von dem himmlischen Glanz der Tugend erwärmt, schon edle und schöne Früchte hervorbringen kann, und das Wachstum, das schon bei verschiedenen Menschen stattfinden kann, macht uns gewiß, daß in unsern Anlagen eine Fähigkeit zu immer höherem Wachstum und zu einer Vollkommenheit liegt, deren Erreichung unseren Bemühungen möglich ist und uns eine unendliche Glückseligkeit gewähren muß. Lassen Sie uns also der

Vorsehung danken, daß sie uns Kräfte gegeben hat dieses schöne Ideal zu erkennen und daß wir in einer Welt leben, in der wir uns wenigstens der Annäherung an dasselbe befeßen können — der Mensch kann sie üben im Leben. Sie zeigt uns nicht nur ihren Wert dadurch, daß sie uns einer höheren Bestimmung würdig macht, sie belehrt uns auch jetzt schon dadurch, daß sie unsere gegenwärtige Bestimmung uns wichtig macht und unserem Leben einen Wert gibt. . . .

So wie das Kind u. s. w. jedes in seinem Alter die Früchte seines Wohlverhaltens wirklich genießt und am Ende erntet, so haben wir auch die in unsere Seele geschriebene Grundsätze nun in dieser Lage anzuwenden und das nach den Gesetzen unserer Natur zu genießen, was uns die Gegenwart anbietet, und dieser gesetzmäßige Genuß, diese Anwendung und diese Bemühungen sind zugleich die sichersten Mittel unseres Fortschreitens.

Die Zeit (d. h. die Gegenwart, die in jedem Augenblick eine andere ist)

Die Zeit ist eine blühende Flur,

Ein großes Lebendiges ist die Natur,

Und alles ist Frucht und alles ist Samen.

[Braut von Messina III, 5.]

Auf eine so weise und schöne Art ist die Zukunft mit der Gegenwart verwoben, daß in jedem Augenblick eine Ernte des Vergangenen und eine Ausfaat für die Zukunft vergeht. Wollen wir daher denen Grundsätzen getreu bleiben, die uns die Vernunft vorschreibt, so muß es nötig sein, unsere Seele mit diesen Grundsätzen so vertraut zu machen, daß sie in Gewohnheit und Empfindung übergehen und uns eine zweite tugendhafte

Natur bilden, die ohne Anstrengung selbst den Weg des Guten fortgeht, d. h. wir müssen uns zur Tugend bilden.“

So viel aus dem Lempp'schen Briefwechsel. Die angeführten Beispiele beweisen nach meinem Dafürhalten zur Genüge, wie gründlich philosophisch Lempp gebildet war und wie er sich gerade Kant zum Vorbild genommen hatte. Sollte man da nicht auch annehmen dürfen, daß er als Freund Schillers auch dessen philosophische Lebensauffassung beeinflusste?

Man kann ja freilich sagen, Schiller habe seine Auffassung von der Tugend u. s. w. direkt Kant zu verdanken, den er bekanntlich eifrig studiert hat. Das ist richtig und soll auch gar nicht bestritten werden für die spätere Zeit. Allein man bedenke folgendes. Einmal versichert uns Scharffenstein auf das bestimmteste, daß Lempp Schillers philosophischen Anschauungen Richtung und Ziel gegeben habe. Daran zu zweifeln liegt kein Grund vor, um so weniger, da wir zum andern wissen, daß Lempp sich thatsächlich eifrig mit Philosophie beschäftigte und auch über die Verbindung der Philosophie mit der Rechtswissenschaft „Bemerkungen als Einleitung zu Vorlesungen über Montesquieu“ veröffentlichte¹⁾. Dazu kommt noch der bisher unbekannte philosophische Briefwechsel Lempps mit einer adligen Dame.

Aus all diesem erhellt aber sicher, daß Lempp ein tüchtiger Philosoph war. Wenn nun Schiller als sein Freund mit Bewunderung zu ihm aufblickte, wie fest-

¹⁾ Vgl. Minor I, 235.

steht, so ist der Grund hiefür sicherlich nicht zum wenigsten in der philosophischen Bildung Lempps zu suchen. Daraus folgt aber weiterhin, daß die Philosophie wohl oft den Gegenstand der Unterhaltung der beiden Freunde bildete. Genaueres ist freilich darüber nicht bekannt. Eine eingehendere Vergleichung der beiden Lempp'schen Schriften mit Schillers philosophischen Arbeiten würde vielleicht ein bestimmteres Resultat ergeben.

Einen Ausgangspunkt für eine solche Untersuchung würde vielleicht eine Vermutung Minors geben. Der gründliche Schillerbiograph nämlich, der Lempps philosophischen Briefwechsel aber nicht kannte, vermutet, daß hinter der Person des Raphael in der „Theosophie des Julius“, einem älteren Teil der „Philosophischen Briefe“, Lempp zu suchen sei.

Schließlich ist noch der Briefwechsel zwischen Schiller und Lempp zu besprechen.

Boas¹⁾ sagt, beide seien „dauernd im brieflichen Austausch“ miteinander geblieben. Das ist nach dem vorhandenen Briefmaterial freilich nicht anzunehmen, aber darum doch nicht unmöglich gewesen. Es sind nämlich nur drei Briefe von Lempp an Schiller bekannt. Ein Brief Schillers an Lempp ist nicht mehr vorhanden, wie es scheint. Nach Jonas (I, 78) ist zwar der nicht adressierte Brief Schillers vom 19. Juni 1783 an Lempp gerichtet gewesen. Allein Lempp schreibt ein Jahr nachher am 15. Juli 1784 an Schiller²⁾:
 . . . „Dieser Brief möchte nur einer Anfrage dienen, ob

¹⁾ A. a. D. I, 166.

²⁾ Urlichs, Briefe an Schiller, S. 12.

und in welchen Rücksichten Du Dich mit mir in einen Briefwechsel einlassen wolltest.“ Danach scheint es, als ob bis 1784 kein besonderer Briefverkehr zwischen beiden bestanden hätte und damals erst beginnen sollte¹⁾. Jonas ist freilich auch nicht überzeugt, daß Lempp der Adressat des Briefes sei. Er sagt in der Anmerkung zu dem Brief²⁾: „Vielleicht ist Lempp oder Bag der Adressat, die als Lehrer der Anstalt auch wohl eher Gelegenheit hatten, einen Gruß an Petersen zu bestellen . . .“ Dagegen ist indes zu bemerken, daß Lempp erst 1784 austrat und also nicht schon 1783 Lehrer an der Akademie sein konnte. Somit hätte er also die Grüße an Schillers Freund Petersen nur schwer bestellen können. Auch an Bag als Adressaten ist kaum im Ernste zu denken, da Schiller als Flüchtling sicherlich nur an seine vertrautesten Freunde schrieb und zu diesen gehörte Bag doch nicht ganz. Schließlich spricht gegen diese Auffassung noch der an und für sich unbedeutende Umstand, daß in der Reihe der zu grüßenden Freunde Petersen zuerst kommt und dann erst Uzel und zuletzt Abel. Wäre der Brief an einen Lehrer der Karlschule gerichtet gewesen, so hätte Schiller doch wohl Abel und Uzel vor Petersen erwähnt. Doch will ich darauf kein besonderes Gewicht legen. Es ist ja immerhin auch anders leicht denkbar.

Wer ist aber der Freund, an den der Brief gerichtet ist? Sollte man nicht an Schillers liebsten

¹⁾ Es ist nur noch ein Brief Lempps vom 22. April 1784 vorhanden. S. Anhang 1.

²⁾ I, S. 479.

Albrecht Friedrich Lempp.

Unter den Akademiegenossen war von ganz hervorragendem Einfluß auf Schiller der Sohn eines herzoglichen Rentkammerrats, Albrecht Friedrich Lempp. Derselbe trat Neujahr 1779 in die Akademie. „Er war ein schon erwachsener, kenntnisreicher Jüngling, dessen Einwirkung auf Schillers Fortschritte in der spekulativen Philosophie, und besonders auf sein Erfassen praktischer Grundsätze, sich bald geltend machte. Schiller sprach noch später oft und mit einer Art Kultus von ihm, auch blieben sie beide dauernd im brieflichen Austausch. Als Lempp 1784 nach London reiste, schrieb er aus Köln an den Akademiegenossen: seine Freundschaft sei ihm das höchste Kleinod auf der ganzen Welt. Damals wollte er ihn auch bewegen, Freimaurer zu werden, und 1802 verteidigte er die Astronomie wider Schillers Angriffe. In dem betreffenden Briefe heißt es: „Wie die Spinne den Faden aus sich ziehet, und sich an demselben in freier Luft bewegt, so hat hier der Verstand durch den Kalkül sich einen Faden gesponnen, an dem er bis ans Ende des Weltalls sich fortbewegt.“

So Boas in „Schillers Jugendjahre“¹⁾ zum Teil nach Scharffenstein.

¹⁾ I, S. 166. Vgl. unten Anhang: Brief 2.

Sonst war bis jetzt über Lempps Beziehungen zu Schiller nichts bekannt außer der weiteren Bemerkung Scharffensteins, nach der Schiller ihm in jener letzten Nacht, die er vor seiner Flucht mit ihm zubrachte, diesen ihm noch unbekanntem Freund vermachte. „Er hat seine Zinsen getragen; ohne dieses Kapital wäre ich sehr arm geblieben.“ So schließt Scharffenstein jenen Bericht¹⁾. Ueber das Verhältnis Lempps zu Scharffenstein werde ich nachher handeln. Zunächst soll der Einfluß Lempps auf Schiller dargestellt werden. Boas sagt, derselbe habe sich hauptsächlich auf die philosophische Lebensauffassung des Dichters erstreckt. Er folgt dabei Scharffenstein, welcher also sagt: „Während unsrer ersten Trennung . . . scheint ein Mann auf dessen Fortschritte, nicht nur in der spekulativen Philosophie, sondern im Erwerb reiner praktischer Grundsätze den größten Einfluß gehabt zu haben: Das war sein Mitzögling Lempp¹⁾.“ Also der Einfluß, der Scharffenstein nur vorhanden zu sein schien, war nach Boas thatsächlich da. Und darin hat er, glaube ich, recht. Es ist nur auffallend, daß Boas die Quellen, aus denen er schöpfte, nicht angibt. Dieselben sind in der That seit dieser ersten Benützung durch Boas verschollen gewesen. Erst jetzt wieder kommen sie zum Vorschein. Herr Oberhofmeister G. von Donop in Weimar nämlich hat dieselben — es sind zwei Briefe — bei einer Versteigerung von Autographen in Leipzig (Börner, Katalog XLII) erstanden (1886). Durch seine Güte ist es mir jetzt möglich gewesen, die-

¹⁾ A. Kühn, Schiller (1882) S. 45 (abgedruckt aus dem Morgenblatt 1837 Nr. 56 ff.).

selben hier (s. Anhang) mitzuteilen. — Der philosophische Einfluß Lempps auf den Dichter wird am deutlichsten — wenigstens indirekt — klar aus einem philosophischen Briefwechsel Lempps mit einer vornehmen adligen Dame. Dieser Briefwechsel, vom 29. Mai 1804 bis 20. April 1805 sich erstreckend, ist jetzt im Besitz des Urenkels von Lempp, des Herrn Pfarrer Gerber in Hausen a. d. Würm, der mir denselben zur Benützung überlassen hat.

In den Briefen will Lempp die Dame mit dem Hauptinhalt der Philosophie bekannt machen. Er hat dabei, wie er selbst in der Einleitung sagt, keinen systematischen Zusammenhang, keine wissenschaftlichen Briefe beabsichtigt, sondern willkürliche Ordnung walten lassen. Er handelt nach der „Kantischen Moralphilosophie“ über Glück und Unglück; Freiheit des Geistes, Selbstbestimmung, Selbstthätigkeit u. s. w. Ein großer Teil der Darstellung ist der Tugend gewidmet. Hier finden wir dieselbe Auffassung wie bei Schiller wieder; ja einzelne Partien lassen sich geradezu als Kommentar zu Schiller bezeichnen. Ich lasse deshalb dieselben hier folgen.

„Würde der ganze Plan unserer künftigen Entwicklung und unsrer künftigen Zustände offen und klar vor uns liegen, so würden wir schon einsehen, daß der bloße Eigennuß uns nötige, in der Tugend uns zu üben, da wir aber keine Gewißheit über unsere künftige Entwicklungen, sondern nur eine gewisse Hoffnung haben, und da wir uns also bloß an die vor uns liegende Gewißheit von der Verpflichtung zur Tugend halten müssen, so ist dies für die schwache menschliche Natur eine schwere Aufgabe, an der wir täglich so viel scheitern sehen. Ja

der Weiseste und Beste ist nur selten fähig diese Höhe zu erreichen und seinen Willen so unterwürfig zu machen, daß nicht die menschliche Leidenschaften und Triebfedern oft die Oberhand erreichen und ihn von seinem Pfad abbringen. Ja, die Schwierigkeit, sich zu dieser Reinheit zu erheben, ist für manche zu groß, als daß sie nicht das Wahre bloß idealisch nennen und an dessen Wirklichkeit sich zu zweifeln erlauben sollten. Aber

Die Tugend sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollte er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben.

Nicht bloß unserm Verstand, mehr noch unserem Herzen hat die weise Vorsehung die Erhaltung des Glaubens an die Tugend anvertraut, da der Verstand nicht nur sich leicht verführen läßt, sondern auch selbst das Wunderbare, was in dem Zusammenhange zwischen Glück und Tugend liegt, nicht enträtseln kann, doch

Was kein Verstand der Verständigsten sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Der Sinn dieser schönen Schillerischen Worte wird bei folgenden Betrachtungen deutlicher werden Die Erhaltung des Menschen-Geschlechts im Physischen ist der produzierenden Kraft der Erde, der Sonne und aller Elemente anvertraut, aber zur Erhaltung der moralischen Weltordnung unter Geistern hat die weise Vorsehung die Idee der Tugend in unser Herz gelegt. Unsere physische Erhaltung ist von Dingen abhängig, über die wir keine Macht haben wie die Elemente, aber die moralische Erschaffung einer Ordnung und eines

höheren Genusses, dazu, zu dem Wichtigern haben wir die Kraft in uns, bei dem Physischen sorgt Vorsehung täglich für unsere Existenz, in der moralischen Welt hat sie uns mit eigenen Fähigkeiten ausgerüstet, selbst uns des Glücks würdig zu machen. Diese in unser Herz gelegte Idee ist die Erhalterin alles dessen, was dem menschlichen Leben noch einen Wert gibt, und so sehr auch die Menschen sie oft verläugnen, so ist wirklich bloß die Wirkung und die Wohlthat dieser Idee, daß die menschliche Gesellschaft wenigstens noch in diesem leidentlichen Zustande sich befindet. . . . In dem unsichtbaren großen moralischen Staat Gottes ist die Ordnung bloß dem ins Herz geschriebenen Gesetz anvertraut, dieses Gesetz allein, das allen Geistern gegeben ist, soll hier regieren. Dieses Gesetz, das jeder sich selbst durch sein Herz und seine Vernunft gibt, soll und wird hier allgemeine Ordnung, allgemeines Wohlwollen und allgemeine Uebereinstimmung verbreiten. . . . Diese wohlthätige göttliche Idee ist die Tugend und diese Betrachtung derselben hat ohne Zweifel den Sokrates in der Entzückung, in die jeder, der seine Seele dieser Betrachtung hingibt, geraten muß, verleitet zu sagen, daß, wenn die Tugend als Person sich den Menschen zeigen könnte, jeder Sterbliche in sie verliebt werden müßte. . . .

Würde der Mensch in einer vollkommenen Welt und unter vollkommenen tugendhaften Menschen geboren und erzogen werden, so würde er zur Tugend gewöhnt, aber nicht gebildet werden. Er würde in einer so ohne Anstoß fortlebenden, wohlwollenden und glücklichen Gesellschaft eine aus Gewohnheit sich selbst bildende Tugend in seinen Handlungen äußern, ohne mit der Natur der

Tugend oder der Natur des Lasters bekannt zu sein, und ohne nötig zu haben, seinen Verstand und seine übrige Kräfte dabei in Thätigkeit zu setzen; das wahre Glück der Tugend würde er ebenso wenig fühlen, als derjenige das Glück der Ruhe fühlt, der nie in den Stürmen des Lebens umgetrieben worden ist. Der Mensch mußte also in eine Welt geworfen werden, wo die Empfindung des Uebels seine Kräfte antreibt es von sich abzuwehren, wo er über die Quellen des Uebels nachzudenken gewöhnt wird, und wo er durch den Kontrast den Wert der Tugend kennen lernt. . . .

So zeigt sich unserem Nachdenken die himmlische Tugend in ihrem göttlichen Glanz und schon die Existenz dieser schönen Idee in unserer Seele ist uns Bürge für die Wahrheit derselben, und so wirft sie ihre Strahlen auf den Erdenbewohner und zeigt ihm, daß wenn er sich schon zu ihrem ganzen Glanz nicht erheben kann, er doch auch durch die Gestalt, in der sie sich ihm darstellt, und in der sie für ihn erreichbar ist, schon unendlich gewinnt:

— er kann nach der Göttlichen streben.

. . . Die schöne Beispiele großer und tugendhafter Menschen beweisen, daß ein sich hingebendes menschliches Herz von dem himmlischen Glanz der Tugend erwärmt, schon edle und schöne Früchten hervorbringen kann, und das Wachstum, das schon bei verschiedenen Menschen stattfinden kann, macht uns gewiß, daß in unsern Anlagen eine Fähigkeit zu immer höherem Wachstum und zu einer Vollkommenheit liegt, deren Erreichung unseren Bemühungen möglich ist und uns eine unendliche Glückseligkeit gewähren muß. Lassen Sie uns also der

Vorsehung danken, daß sie uns Kräfte gegeben hat dieses schöne Ideal zu erkennen und daß wir in einer Welt leben, in der wir uns wenigstens der Annäherung an dasselbe befeißigen können — der Mensch kann sie üben im Leben. Sie zeigt uns nicht nur ihren Wert dadurch, daß sie uns einer höheren Bestimmung würdig macht, sie belehrt uns auch jetzt schon dadurch, daß sie unsere gegenwärtige Bestimmung uns wichtig macht und unserem Leben einen Wert gibt. . . .

So wie das Kind u. s. w. jedes in seinem Alter die Früchte seines Wohlverhaltens wirklich genießt und am Ende erntet, so haben wir auch die in unsere Seele geschriebene Grundsätze nun in dieser Lage anzuwenden und das nach den Gesetzen unserer Natur zu genießen, was uns die Gegenwart anbietet, und dieser gesetzmäßige Genuß, diese Anwendung und diese Bemühungen sind zugleich die sichersten Mittel unseres Fortschreitens.

Die Zeit (d. h. die Gegenwart, die in jedem Augenblick eine andere ist)

Die Zeit ist eine blühende Flur,

Ein großes Lebendiges ist die Natur,

Und alles ist Frucht und alles ist Samen.

[Braut von Messina III, 5.]

Auf eine so weise und schöne Art ist die Zukunft mit der Gegenwart verwoben, daß in jedem Augenblick eine Ernte des Vergangenen und eine Ausfaat für die Zukunft vergeht. Wollen wir daher denen Grundsätzen getreu bleiben, die uns die Vernunft vorschreibt, so muß es nötig sein, unsere Seele mit diesen Grundsätzen so vertraut zu machen, daß sie in Gewohnheit und Empfindung übergehen und uns eine zweite tugendhafte

Natur bilden, die ohne Anstrengung selbst den Weg des Guten fortgeht, d. h. wir müssen uns zur Tugend bilden.“

So viel aus dem Lempp'schen Briefwechsel. Die angeführten Beispiele beweisen nach meinem Dafürhalten zur Genüge, wie gründlich philosophisch Lempp gebildet war und wie er sich gerade Kant zum Vorbild genommen hatte. Sollte man da nicht auch annehmen dürfen, daß er als Freund Schillers auch dessen philosophische Lebensauffassung beeinflusste?

Man kann ja freilich sagen, Schiller habe seine Auffassung von der Tugend u. s. w. direkt Kant zu verdanken, den er bekanntlich eifrig studiert hat. Das ist richtig und soll auch gar nicht bestritten werden für die spätere Zeit. Allein man bedenke folgendes. Einmal versichert uns Scharffenstein auf das bestimmteste, daß Lempp Schillers philosophischen Anschauungen Richtung und Ziel gegeben habe. Daran zu zweifeln liegt kein Grund vor, um so weniger, da wir zum andern wissen, daß Lempp sich thatsächlich eifrig mit Philosophie beschäftigte und auch über die Verbindung der Philosophie mit der Rechtswissenschaft „Bemerkungen als Einleitung zu Vorlesungen über Montesquieu“ veröffentlichte¹⁾. Dazu kommt noch der bisher unbekannte philosophische Briefwechsel Lempps mit einer abligen Dame.

Aus all diesem erhellt aber sicher, daß Lempp ein tüchtiger Philosoph war. Wenn nun Schiller als sein Freund mit Bewunderung zu ihm aufblickte, wie fest-

¹⁾ Vgl. Minor I, 295.

steht, so ist der Grund hiefür sicherlich nicht zum wenigsten in der philosophischen Bildung Lempps zu suchen. Daraus folgt aber weiterhin, daß die Philosophie wohl oft den Gegenstand der Unterhaltung der beiden Freunde bildete. Genaueres ist freilich darüber nicht bekannt. Eine eingehendere Vergleichung der beiden Lempp'schen Schriften mit Schillers philosophischen Arbeiten würde vielleicht ein bestimmteres Resultat ergeben.

Einen Ausgangspunkt für eine solche Untersuchung würde vielleicht eine Vermutung Minors geben. Der gründliche Schillerbiograph nämlich, der Lempps philosophischen Briefwechsel aber nicht kannte, vermutet, daß hinter der Person des Raphael in der „Theosophie des Julius“, einem älteren Teil der „Philosophischen Briefe“, Lempp zu suchen sei.

Schließlich ist noch der Briefwechsel zwischen Schiller und Lempp zu besprechen.

Boas¹⁾ sagt, beide seien „dauernd im brieflichen Austausch“ miteinander geblieben. Das ist nach dem vorhandenen Briefmaterial freilich nicht anzunehmen, aber darum doch nicht unmöglich gewesen. Es sind nämlich nur drei Briefe von Lempp an Schiller bekannt. Ein Brief Schillers an Lempp ist nicht mehr vorhanden, wie es scheint. Nach Jonas (I, 78) ist zwar der nicht adressierte Brief Schillers vom 19. Juni 1783 an Lempp gerichtet gewesen. Allein Lempp schreibt ein Jahr nachher am 15. Juli 1784 an Schiller²⁾:
 ... „Dieser Brief möchte nur einer Anfrage dienen, ob

¹⁾ A. a. D. I, 166.

²⁾ Ulrichs, Briefe an Schiller, S. 12.

und in welchen Rücksichten Du Dich mit mir in einen Briefwechsel einlassen wolltest.“ Danach scheint es, als ob bis 1784 kein besonderer Briefverkehr zwischen beiden bestanden hätte und damals erst beginnen sollte¹⁾. Jonas ist freilich auch nicht überzeugt, daß Lempp der Adressat des Briefes sei. Er sagt in der Anmerkung zu dem Brief²⁾: „Vielleicht ist Lempp oder Bag der Adressat, die als Lehrer der Anstalt auch wohl eher Gelegenheit hatten, einen Gruß an Petersen zu bestellen . . .“ Dagegen ist indes zu bemerken, daß Lempp erst 1784 austrat und also nicht schon 1783 Lehrer an der Akademie sein konnte. Somit hätte er also die Grüße an Schillers Freund Petersen nur schwer bestellen können. Auch an Bag als Adressaten ist kaum im Ernste zu denken, da Schiller als Flüchtling sicherlich nur an seine vertrautesten Freunde schrieb und zu diesen gehörte Bag doch nicht ganz. Schließlich spricht gegen diese Auffassung noch der an und für sich unbedeutende Umstand, daß in der Reihe der zu grüßenden Freunde Petersen zuerst kommt und dann erst Uzel und zuletzt Abel. Wäre der Brief an einen Lehrer der Karlschule gerichtet gewesen, so hätte Schiller doch wohl Abel und Uzel vor Petersen erwähnt. Doch will ich darauf kein besonderes Gewicht legen. Es ist ja immerhin auch anders leicht denkbar.

Wer ist aber der Freund, an den der Brief gerichtet ist? Sollte man nicht an Schillers liebsten

¹⁾ Es ist nur noch ein Brief Lempps vom 22. April 1784 vorhanden. S. Anhang 1.

²⁾ I, S. 479.

Freund von der Akademie her, an Scharffenstein, denken? Er hat mit Schiller gerade noch in der letzten Zeit viel verkehrt, half ihm die Flucht gewissermaßen erleichtern und konnte so am ehesten von ihm Nachricht erwarten. Er konnte auch die Grüße an Petersen zc. am bequemsten besorgen und war als zuverlässig erprobt.

Von den erhaltenen drei Briefen Lempps an Schiller ist einer — der einzige überhaupt — in Schillers Kalender verzeichnet unter dem 20. September 1802. Lempp sandte denselben am 10. September 1802 ab. Der Brief war bisher nicht gedruckt. Er folgt im Anhang, ebenso ein zweiter ungedruckter vom 22. April 1784. Der dritte schon erwähnte vom 15. Juli 1784 ist bei Urlichs, Briefe an Schiller, gedruckt¹⁾.

Viel bedeutender als sein Briefwechsel mit Schiller ist Lempps Briefwechsel mit dem beiden gemeinsamen Freunde Scharffenstein.

Schon Minor mußte zu berichten, daß die Stuttgarter Königlich öffentliche Bibliothek einen philosophischen Briefwechsel zwischen Scharffenstein und Lempp aus den Jahren 1811 ff. besitze²⁾. Das ist richtig. Uebrigens ist der Briefwechsel nicht bloß philosophischen, sondern wesentlich religiösen, litterarischen, historischen und politischen Inhalts. Er umfaßt 75 Briefe aus den Jahren

¹⁾ Herr von Donop besaß ursprünglich noch einen weiteren Brief Lempps an Schiller, 1 Seite Folio, 1784 oder 1802 geschrieben, aber sehr „lädiert“ und darum von ihm an einen andern (?) Autographensammler abgegeben. Ob dieser Brief mit dem bei Urlichs gedruckten wohl identisch ist? Ich glaube kaum, weil er so lädiert ist.

²⁾ A. a. D. I, 590 (zu S. 542).

1809—1816, d. h. bis zu Scharffensteins Tod (als Generallieutenant 11. Februar 1817). Lempp starb i. J. 1819 als Geheimrat.

Für die Schillerlitteratur ist der Briefwechsel ohne Bedeutung. Der Dichter ist nur einigemal erwähnt. Besondere Beziehungen zu demselben finden sich darin nicht.

Allein bemerkenswert scheint mir nur eine Stelle. Scharffenstein schreibt nämlich am 30. November 1815 an Lempp: „Ich habe mich immer einer Aeußerung Schillers aus dem Umgang unsrer Jugend bei passender Gelegenheit gesprochen erinnert: man müsse die Tugend nicht immer in abstracto, sondern in concreto nehmen.“ Das ist zwar nicht viel, aber immerhin läßt es auf eine gewisse philosophische Hinneigung Schillers schließen. Diese Aeußerung erinnert ebensosehr an Schillers philosophische Gedichte, als an Lempps oben (S. 128 ff.) erwähnte philosophische Darstellung über die Tugend¹⁾.

¹⁾ Ich werde aus dem Briefwechsel zwischen Lempp und Scharffenstein, einem Memoirenwerk ersten Ranges, in kurzem das Wichtigste veröffentlichen.

Zu Kabale und Liebe.

II.

Eine ganz gründliche Untersuchung über „die Komposition von Kabale und Liebe“ stellt der scharfsinnige Schillerforscher Gustav Kettner in seinen „Schillerstudien“¹⁾ an. Bei aller Anerkennung der Bedeutung des Dramas glaubt er doch auch „innere Mängel der Komposition“ in demselben zu finden. So tadelt er es, daß, wie er annimmt, das Drama in zwei Handlungen zerfalle, die, so eng sie auch äußerlich miteinander verkettet seien, sich doch nicht zu einer einheitlichen Wirkung zusammenschließen. Schiller habe die Liebe nacheinander in zwei Konflikte gestellt: erst kämpfe sie leidenschaftlich an gegen die äußere Welt mit ihren Standesinteressen, ihrem Ehrgeiz, dann vernichte sie sich selbst in blinder Eifersucht. Aber diese Scheidung einer Liebes- und Eifersuchts-tragödie geht, wie Max Koch in seiner Besprechung von Kettners Programmschrift mit vollem Recht sagt²⁾, durchaus nicht bis zu einem Mangel an einheitlicher Wirkung. Der Kampf gegen die Standesinteressen hat die ver-

¹⁾ Beilage zum Jahresbericht der königlichen Landesschule Pforta, 1894.

²⁾ Neuere Goethe- und Schillerliteratur IX. Frankfurter Hochstiftsberichte 1894, S. 472.

derbliche Eifersucht eben zur Folge, sie kommt nicht als ein neues und fremdes Motiv, wie Kettner vorwirft, zu diesem hinzu.

Sodann fährt Kettner fort: „Noch mehr zerrissen wird die Einheit des Dramas durch die Einführung der Lady Milford, so fest auch vom Dichter die ihr gewidmeten Szenen mit der Handlung verklammert zu sein scheinen.“ (S. 41.) Dagegen möchte ich zunächst bemerken, daß Schiller in dem Stücke eben geschichtliche Thatfachen und rein Erfundenes miteinander verbunden hat. So ist es richtig, wenn Kettner sagt, daß in der zweiten Hälfte von II, 3, dem Gespräch der Lady mit Ferdinand, die tiefen Einbrüche der ersten spurlos vorübergegangen seien. „Als ob sie die furchtbaren Enthüllungen des Kammerdieners völlig vergessen hätte, kann die Lady sich jetzt doch wieder in dem stolzen Wahn der Volksbeglückung wiegen und sich laut ihres segensreichen Einflusses auf den Fürsten rühmen.“ (S. 42.)

Das ist alles ganz richtig. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber es fragt sich: Wie kommt Schiller zu dieser Darstellung? Was hat ihn dazu bestimmt? Ich glaube, daß hier gerade sicherlich historische Einflüsse maßgebend waren. Ebenso glaube ich, daß wir hier zeitlich verschiedene Bearbeitungen vor uns haben. Diese Enthüllungen des Kammerdieners, die nachher keine Rolle mehr spielen, sind historisch so richtig, als die Darstellung von der Lady segensreichem Wirken. Auf das letztere findet zweifellos das Wort Anwendung, das Schiller am 3. Mai 1783 an Reinwald schreibt: „Doch gewinnt meine Millerin . . . Meine Lady interessiert mich fast so sehr als meine Dulzinea in Stuttgart.“

Man hat in der That in diesen beiden Stellen zwei verschiedene Ladies vor sich. Aber beide sind historisch. Erinnert die erste mehr an die Gestalt einer Grävenig¹⁾, der Maitresse des Herzogs Eberhard Ludwig, die Schiller zweifellos bei der beabsichtigten Scheinheirat der Lady Milford mit dem Major vorschwebte (II, 1 und I, 5), so ist in der andern sicher die Herzogin Franziska von Hohenheim dargestellt.

Schiller hat demnach also, ehe die Lady sein besonderes Interesse gewann, sich die Maitressen geringeren Schlags zum Vorbild genommen und erst nachher sich ausschließlich an Franziska gehalten. Diese Umwandlung vollzog sich nach zwei Briefen des Dichters an Reinwald vom 24. April und 3. Mai 1783 eben in dieser Zeit, Frühjahr 1783.

Uebrigens ist doch noch zu bemerken, daß die Darstellung in II, 2 (Gespräch mit dem Kammerdiener) in dem Brief der abgehenden Lady an den Fürsten eine Parallelstelle und Fortsetzung gefunden hat.

Ein Hauptvorwurf, der stets — auch von Kettner — gegen die Lady erhoben wird, ist der, daß sie Ferdinand II, 3 erklärt: „Behren Sie sich, so gut Sie können. Ich laß alle Minen springen,“ daß aber von dem so theatralisch angekündigten Kampfe weder etwas auf der Bühne zu sehen sei, noch daß man eine Silbe davon höre, daß er etwa im stillen von der Lady geführt werde (S. 43). Ich habe über diese Stelle ausführlich in meiner Schrift über Kabale und Liebe (S. 72 ff.)

¹⁾ Näheres über sie in meiner Schrift über Kabale und Liebe S. 16.

gehandelt. Ich begnüge mich deshalb hier darauf hinzuweisen, zugleich aber erwähne ich das Urteil von Karl Hachez, der im ganzen die Sache wie ich beurteilt. Er sagt ¹⁾, die Lady schlage zwei Wege ein, um ihr Ziel zu erreichen, und zwar den einen „in einer sichtbaren Handlung“ (IV, 7), den andern „in einer unsichtbaren, die in einer Unterredung mit dem Präsidenten besteht. Denn daß sie sich zuerst an diesen wendet, ist doch das Natürlichste. Auch ihre Worte: ‚Rechten Sie mit Ihrem Vater‘ deuten darauf hin. . . Die Lady ist die treibende Kraft hinter dem Präsidenten.“

Kettner sagt sodann: „Man fragt sich vergebens, weshalb der Präsident, ohne erst den Ausgang der Unterredung seines Sohnes mit der Lady abzuwarten, auf deren Erfolg er doch baute, sogleich die äußersten Mittel der Gewalt gegen die Geliebte desselben aufbietet, zumal er selbst doch in der vorhergehenden Scene mit Wurm diese Liebenschaft leicht genommen hatte. Diese beiden dramatischen Motive, die Sendung Ferdinands zur Lady und das gewaltfame Eindringen in Millers Wohnung, schließen sich gegenseitig aus; sie verhalten sich zu einander wie Waffenstillstand und Krieg à outrance. Hoffte der Präsident wirklich auf jenem Wege seinen Sohn umzustimmen und für seinen Plan zu gewinnen, so durfte er ihn nicht gleichzeitig durch die voreilige Grausamkeit gegen seine Geliebte auf das äußerste reizen und gleichsam offen herausfordern.“ (S. 43.)

Ich halte folgende Auffassung für richtiger: Der

¹⁾ In seiner schönen Ausgabe des Stückes (Leipzig, Freytag, 1895) S. 134.

Präsident baute gar nicht unbedingt auf den Erfolg des Besuchs bei der Lady, wenn es auch so scheinen könnte. Im Gegenteil, er war seiner Sache gar nicht gewiß, und eben darum fand er diesen Gewaltschritt nötig; ebendeshalb griff er persönlich ein. (S. unten.)

Kettner fährt sodann fort: „Auch die Anknüpfung dieser Scenen läßt es noch erkennen, daß für sie eigentlich das Intermezzo bei der Lady nicht existiert. Wenn Ferdinand gleich nach dem Beginn derselben (II, 5) in Millers Wohnung stürzt mit den Worten: ‚War mein Vater da?‘ so ist diese angstvolle Frage völlig verständlich nur im Anschluß an die Drohung des Präsidenten, bevor sein Sohn dem Befehle nachkam: ‚Höre Junge — oder wenn ich hinter gewisse Historien komme! zc.‘“

Nach meinem Dafürhalten ist auch diese Stelle anders zu verstehen. Ferdinand fragt so, weil die Lady bei seinem Besuch ihm zuletzt erklärte: „Rechten Sie mit Ihrem Vater . . . Ich laß alle Minen springen . . .“ Ferdinand weiß, daß sein Vater jedes Mittel anwendet, um sein Ziel zu erreichen. Der Vater hat es ihm ja selbst gesagt (I, 7), wie er durch Frevel gestiegen sei zc. Nun ahnt der Sohn, daß sein Vater auch diesmal alles aufbieten werde, um seinen Plan durchzuführen. Darum glaubt er mit vollem Recht, daß er, wie er einerseits ihn selbst durch Gewalt zur Heirat mit der Lady zwingen wollte, so andererseits auch seine Geliebte durch Gewalt und Drohung einzuschüchtern versuchen werde. So schließen sich also die Sendung Ferdinands zur Lady und das gewaltsame Eindringen in Millers Wohnung gar nicht gegenseitig aus, sondern sie stehen in engster Verbindung miteinander. Der Präsident sucht durch

Anwendung beider Mittel um so sicherer seinen Zweck durchzusetzen.

Und nun noch ein Wort über den Besuch Luizens bei der Lady. Kettner urteilt wie Dünker (vgl. oben S. 92 ff.), nur faßt er die Sache noch schärfer, indem er sagt (S. 45): „Was könnte sie jetzt, nachdem sie ihren Eltern die Treue gegen den Geliebten geopfert und jeder Lebenshoffnung entsagt hat, noch bei der Nebenbuhlerin wollen?“ Ähnlich urteilt Hachez (S. 140). Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen. Daß Luise die Treue gegen Ferdinand nicht wirklich geopfert hat, dafür ist, glaube ich, der Brief, den sie nachher (V, 1) an Ferdinand gerichtet hat, ein hinreichender Beweis. Sie war also auch damals noch fest entschlossen gewesen, Ferdinand eine Aufklärung zu verschaffen und ihn von ihrer Treue zu überzeugen. Erst ihr Vater bringt sie von diesem Entschluß ab und veranlaßt sie, den Brief zu zerreißen.

Schließlich habe ich noch zu erwähnen, was Kettner über die Flucht der Lady urteilt: „Für die eigentliche Handlung des Dramas hat die Katastrophe der Lady gar keine Konsequenzen. Nur beiläufig wird sie im folgenden Akt einmal von Ferdinand berührt: Lady Milford, das furchtbarste Hindernis unsrer Liebe, floh diesen Augenblick aus dem Lande . . ., aber von den thatsächlichen Wirkungen jener Flucht, die die Lady selbst so emphatisch angekündigt hat — ‚die Hoffstranzen werden wirbeln, das ganze Land wird in Gärung kommen‘ — verrät weder diese flüchtige Aeußerung etwas, noch hören wir später davon, als der Präsident und Wurm mit Volk und Gerichtsdienern ins Zimmer stürzen“ (S. 46).

Das ist alles richtig; aber die Flucht der Lady kann im Stück keinen Einfluß mehr ausüben: Quise hat den Brief an den Hofmarschall geschrieben und eidlich Stillschweigen gelobt. Daran kann also der Lady Abgang nichts mehr ändern; er steigert aber die Spannung der Zuschauer aufs äußerste. Der Zuschauer hofft, daß eben dadurch eine Aenderung in den Beziehungen der beiden unglücklich Liebenden eintreten werde. Aber seine Hoffnung ist vergeblich. Das Motiv der Eiferjucht ist eben jetzt so durchaus herrschend und bestimmend, daß alles andre in den Hintergrund tritt.

Uebrigens haben wohl auch hier wieder historische Verhältnisse eingewirkt. Es mag wohl öfters der Fall gewesen sein, daß das Land in Gärung kam in solchen Lagen. Ich erinnere nur daran, daß die oben erwähnte Grävenitz davongejagt wurde. Das war ein solches Ereignis, das überall Gärung hervorrief.

Das sind im wesentlichen die Bemerkungen, die ich über G. Kettners Programmschrift zu machen habe. Ich freue mich, daß seine treffliche Arbeit mir noch¹⁾ Anlaß zu obenstehenden Erörterungen gab. Seine Schrift ist entschieden fördernd und aufklärend, wenn sie auch bisweilen, wie ich glaube, mit dem Dichter zu scharf verfährt.

Es bleibt mir noch der Wunsch übrig, daß auch Runo Fischer, der uns längst eine besondere Schrift über die „Entstehung, Komposition und Bedeutung“ von Rabale und Liebe in Aussicht gestellt hat, uns bald mit seiner Arbeit erfreuen möchte.

¹⁾ Ich lernte sie erst während der Korrektur meiner Schrift kennen.

Anhang.

Zwei Briefe Lempps an Schiller¹⁾.

1.

Mainz, den 22. April 1784.

Liebster Freund,

Mich schmerzt, daß ich nicht noch einige Tage wenigstens unsern angefangenen Diskours fortführen konnte — wir können uns zwar in den Herzen nicht näher kommen, als wir es schon sind, aber doch wünschte ich, in einer Verbindung mit Dir zu sein, die zu gemeinschaftlichen Entwürfen fruchtbare Gegenstände anböte. Ich glaube schwerlich, daß Du auf einem andern Weg zur Maurerey kommen wirst, als den ich gegangen bin — wann Du Lust hast in Verbindungen von der Art einzutreten, so wende Dich an Voet — näher kann ich Dir den Weg nicht bezeichnen. Zwei Sachen kann ich Dir von einem solchen Schritt gewiß versprechen. Erstens wirst Du die Welt von einer Seite kennen lernen, von der Du sie bisher nicht gekannt hast. Zweitens bin ich Dir Bürge dafür, daß Du Dich zu nichts als Verschwiegenheit verpflichtest, das übrige hängt von Dir ab.

¹⁾ Die Originale waren im Besitz des Herrn Oberhofmeisters H. von Donop in Weimar, der im September 1895 gestorben ist.
Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben.

Vor Dalbergen hast Du Dich sehr in dergl. Dingen in Acht zu nehmen, er würde ganz irre führen. — Es ist ein Erfordernis eines angehenden Mitglieds, glauben zu müssen, ohne die Ursache zu wissen, aber glaube dies Deinem Freund — wegen äußerlicher Vorteile kannst Du viel erwarten — was in der Macht der Verbündeten steht, steht Dir zu Gebot.

Köln, d. 27. April.

Ich konnte meinen Brief in Mainz nicht vollenden, es würde ein Glück sein, wenn ich Dichter wäre, denn ich hätte dann die schönste Gelegenheit Dir meine Rheinfahrt zu besingen. Es ist in der That eines der angenehmsten Schauspiele, das man sich denken kann, wenn ich nur bessere Gesellschaft gehabt hätte — aber ich mußte schon im Ton von Mittelmäßigkeit mitmachen, der mir manche verdrießliche Augenblicke machte — die Ungewißheit meines Schicksals, die Fülle der Gefühle, die ich nicht ausgießen konnte, machten mir zuweilen traurig süße Augenblicke. [b] Theurer Freund, nach meiner academischen Lage mußte eine solche folgen — wann ich auch durch meine Reisen nicht an Wissenschaft und Menschenkenntnis gewinne, so gewinne ich gewiß an innerer Selbstgenügsamkeit und Bildung. In manchen Augenblicken habe ich lebhaft gefühlt, daß ich kein Bedürfnis habe als das Bedürfnis zu existiren um zufrieden zu sein, soviel wir wenigstens zufrieden sein können — Mich plagt der Gedanke, daß ich so viele Freunde verlassen, um mich dem Ungeßüm der Fremden zu überlassen; aber wir werden uns wieder sehen, und vielleicht in einem neuen Freundschaftsbund, der zwar den alten gewis nicht stärker machen wird,

der ihm durch engere gemeinschaftliche Arbeit neuere Nahrung giebt —

Es ist noch (?) was edleres als Maurerei, wenigstens können (?) die edelste davon (?) der Verderbnis, die unter ihnen einriß, abzuhelpfen gesucht haben, und das mag dann doch gewiß wahr sein, daß nirgends eine schönere Sammlung von Erfahrungen über die Mittel und die Wege wirksam und thätig in der Welt zu sein vorliegt als hier.

Lebewohl, theurer Freund, und behalte mich ewig in Deinem Herzen. Es sind die einzigen Schätze, die ich auf der Welt besitze, und ich achte sie sehr hoch

Adresse:

Lempp.

An Herrn

Fridrich Schiller, Theater-Dichter

in

Mannheim.

Der Brief ist der beste Beweis von den freundschaftlichen Beziehungen Lempps zu Schiller. Er zeigt uns, daß Lempp seinen Freund in Mannheim besuchte und daß er dort mit ihm über die „Maurerei“ sich unterhielt. Es ist dies, soviel mir bekannt, die einzige Stelle, in der von Schillers Absicht, Freimaurer zu werden, die Rede ist. Wer der Freund Voß ist, an den Schiller sich deshalb wenden soll, ist nicht sicher. Vermutlich wohl der Schauspieler Böck, wenn ich anders das Wort richtig lese, was nicht absolut sicher ist.

Auf diesen Brief Lempps folgte der andre bei Urlichs gedruckte vom 15. Juli 1784. Da schreibt Lempp u. a., er sei sieben Wochen in London gewesen und dann nach Hause zurückgekehrt. Das stimmt also der

Zeit nach ganz: 22. bezw. 27. April und 15. Juli. Sobann schreibt Lempp weiter: „Ich wünschte wohl zu wissen, ob du in Ansehung des bekannten Gegenstandes noch auf eben dem Punkt ständest wie vorher.“ Dazu bemerkt Urlichs (S. 14), der bekannte Gegenstand könnte nichts andres bedeuten als des Dichters Heiratsgedanken. Ich will diese Erklärung nicht schlechterdings als falsch bezeichnen, aber doch glaube ich, liegt es nach dem vorausgehenden Brief vom 22. April näher, dabei an die Freimaurerei zu denken, und zwar um so mehr, da eine Antwort Schillers auf Lempps Brief vom 22. April in dem Brief vom 15. Juli nicht erwähnt ist.

2.

Rirchheim unter Teck d. 10. Sept. 1802.

Schon oft, liebster Schiller, setzte ich die Feder an, um Dir theils Empfindungen auszudrücken, die das immer erneuerte Andenken an Dich und unsere Jugendfreundschaft hervorbrachten, theils um Dir die sympathetischen Gefühle mitzutheilen, die mich bei der Entwicklung meines Geistes den Werth der Ideen doppelt schätzen und fühlen lassen, die Du in den öffentlichen Bekenntnissen Deiner Vorstellungen darlegst.

Mit Entzücken folge ich Deinen aus der Kantischen Philosophie hervorgegangenen und dem Gefühl so schön und so eigenthümlich näher gebrachten Ideen. Auch ich, liebster Schiller, finde in den Worten des Glaubens und in den Worten des Wahns die Resultate der menschlichen Weisheit; und was auch der eigenthümliche Geist eines jeden einzelnen zusetzen oder abnehmen mag, so müssen

wir doch dort, wo nicht Beruhigung, doch Beendigung unseres Nachforschens finden.

In den 20 Jahren unserer nur so kurz und vorübergehend unterbrochenen Trennung habe ich manches gedacht und empfunden, was meine Philosophie vom Verrosten bewahren konnte, ich bin in mir nicht still geblieben, und hoffe auch nicht gesunken; meine Geistesbildung hat sich aber nie weiter als bis zur ersten Klasse der Leser aufschwingen können — nicht der Kunststrichter, sondern derjenigen Leser, die mit Gleichgestimmten fühlen und mit Denkenden denken können.

In der ekelhaften Sphäre des menschlichen Eigennutzes und menschlicher Thorheiten, in welcher mich mein Amt umtreibt, habe ich noch ein Herz erhalten, das in Dir, [b] lieber Freund, den tief und wahr und stark fühlenden Freund mit Wärme liebt, und mit Dank sich durch Deine Geistes Produkte erheben läßt, ein Herz, das durch Gefühl des Schönen und Wahren sich jung zu erhalten strebt.

Bei dem Zubringen der Ideen, die ich mit Dir austauschen möchte, bei dem Drang der Empfindungen, mit welchen ich mit Dir gern auf einen Augenblick aus dieser conventionellen Welt mich losreißen und als Bürger des Universums wandeln möchte — — muß ich schweigen — was sollte ich ausheben? Ich billige und verehere es, daß Du das Publikum eher zum Gefühl des Wahren zu ziehen als Dich nach ihm zu richten unternommen hast. Was man unter diesem Namen begreift, verdient in der That nicht, daß man ihm fröhnt. Aber wie lange wird es noch anstehen, bis man diese Menschen ziehen kann.

Nur laß mir in Zukunft die Astronomen unangefochten. Auch ich (*nos poma natamus*) habe mich in dieses Feld gewagt, und die Größe der Astronomie ist wahrhaftig nicht im Raum. Hier hat der menschliche Verstand was einziges in seiner Art geleistet, das gewiß gefannt zu werden verdient. Wie die Spinne, die den Faden aus [c] sich ziehet, und sich an demselben in freier Luft bewegt, so hat auch hier der Verstand durch Calculation sich einen Faden gesponnen, an dem er bis ans Ende des Weltalls sich fortbewegt. Was der Tubus und die Sternwarten leisten, ist eine Kleinigkeit; was aber Newton und Keppler und die Calculatoren geleistet haben, verdient in der Form der Arbeit noch weit größere Bewunderung als in den Resultaten. Freilich arbeitet hier nicht der ganze Mensch mit allen seinen Fähigkeiten, aber auch die eine Seite der Seelenkraft, die sich hier äußert, erregt Erstaunen.

Was soll ich Dich aber mit diesen Betrachtungen aufhalten, ich wollte meine öfteren Empfindungen nicht immer stumm sein lassen, ich wollte Dir sagen, daß ich Dich noch zärtlich liebe, daß ich mich an Deinen Schriften erhole, und daß ich mich freue Wahrheiten, die mir nahe liegen, so schön für die Empfindung dargestellt zu sehen, daß ich mit Dir zu sympathisiren hoffe, weil ich in den Ideen, die Du darstellst, auch die meinigen finde. Ich wollte Dir sagen, daß ich auch in Deinem Herzen nicht ganz ausgeschlossen zu sein hoffe, und daß ich glauben konnte, es könne Dir einen nicht unangenehmen Augenblick machen, an Deinen alten Freund zu denken, der für Dich noch unverändert ist.

Lempp Oberamtman.

Der vorstehende Brief erfreut durch die wohlthuende Wärme, mit der Lempp von Schiller spricht, und durch das tiefe Verständnis, mit dem er die dichterische Thätigkeit seines Freundes beurteilt.

Sodann geht aus dem Schreiben deutlich hervor, daß Lempp sich stets eifrig mit Philosophie, besonders der Kantischen, beschäftigt hat. Dabei ist nur zu bedauern, daß er von seinen philosophischen Unterhaltungen mit Schiller auf der Akademie schweigt. So wird man wohl schwerlich etwas Bestimmteres über diesen Punkt erfahren. Oder sollte man aus dem besonderen Hervorheben Kants darauf schließen dürfen, daß Lempp sich schon in der Akademie mit Kant beschäftigte und also wohl auch Schiller damit bekannt machte? Ich möchte nicht wagen auf Grund des vorliegenden Materials diese Frage zu bejahen. Dazu ist die Aeußerung Lempps doch nicht bestimmt genug. — Wichtig ist in dem Brief ferner die schon von Boas zum Teil mitgeteilte (s. oben S. 126) Verteidigung der Astronomie gegen die Angriffe Schillers. Gemeint sind die drei Schillerschen Xenien ¹⁾: „Die Mathematische Größe“, „An die Astronomen“, „Der astronomische Himmel“, dazu die Distichen „Menschliches Wissen“. Diese enthalten „gegen die Astronomen auffällige, auch durch Newton mitveranlaßte Proteste, die an Goethes Geringschätzung der ‚mathematischen Erbsünde‘ und mittelbar an Kants berühmte Worte des Staunens über das moralische Gesetz in uns und den gestirnten Himmel über uns erinnern“ ²⁾.

¹⁾ Nr. 186—188 (Ausg. v. Erich Schmidt u. Bernhard Suphan).

²⁾ E. Schmidt u. B. Suphan a. a. D. S. 136.

3.

Brief von Elisabetha Dorothea Schiller an ihre
Tochter Christophine¹⁾.

Den 1. März.

Herzliebste Tochter,

Die Schachtel von dem Fuhrmann haben wir richtig d. 29. durch den Boten erhalten u. zwar nach einer Nacht, welche gewiß die schmerzhaftigste in meinem Leben war; mein Zustand hat sich indessen mehr verschlimmert, u. [außer] den heftigsten Schmerzen im Leib kam's auch noch in den rechten Arm, den ich nimmer bewegen kann ohne die größten Schmerzen, es ist selbige Nacht vor Deinem Brief mir ein Pflaster darauf gesetzt worden. Den Morgen darauf kam Dein Päckle. Die Luise schrie: Mamma, es ist etwas von der Christophine angekommen u. so schrie alles zu mir. Meine Lebensgeister richteten sich wieder alle auf einmal auf, es wird ausgepackt u. lauter Sachen, die bei allen Freud und Vergnügen ausbreiteten. Nun danke ich erstlich Gott recht herzlich, daß er mich nach einer so schrecklichen Nacht einen so angenehmen Morgen erleben lassen, wo von meinen Lieben wieder so gute Nachrichten erhalten, welches mir Balsam in mein Herz gegossen, und ich war auch selbigen Tag ganz heiter. Nun danke ich Dir, liebe Tochter, recht viel mal vor das schöne Geschenk des Arbeitsbeutels. Er ist nach jedem Urtheil sehr geschmackvoll gepriesen worden, u. mir noch das Vollkommenste, weil er von Dir verfertigt worden, auch die andern Sachen machen

¹⁾ Das Original dieses bisher ungebrachten Briefes war Eigenthum des Herrn von Donop in Weimar.

mir viel Freude. Die Luise muß sie mir oft vors Bett bringen. Die Zeichnung Deines Wohnzimmers ist ein recht guter Einfall, welches mich sehr freut. Schicke mir doch auch bald die andern Piecen Deines Logis. Dieses sind wir alle begierig zu wissen, ob Du die Malerei an dem Arbeitsbeutel selber gemacht hast; es ist ungemein schön. Die Nane als sie aus der Schule kam, hüpfte und springt über ihren Anteil; aber die Bilder die wünscht sie freilich auch als ihr Eigentum zu besitzen. Das Buch (?) ist recht schön lehrreich, ich habe schon viel darin gelesen. Die gute Nane ist sehr betreten u. bekümmert wegen meiner Kränklichkeit, sie will mir mit aller Gewalt wachen u. sucht mich aufzumuntern. Neben ihrer flatterhaften Weise hat sie ein vortreffliches, gutes weiches Herz, sie macht mir viel Hoffnung, Gott gebe, daß es nie verdorben werde, ich arbeite daran freilich soviel ich kann. Heute ist der Papa nach Stuttgart zu Herrn Leibmedikus Hopfengärtner wegen mir. Die Medikamente von Herrn Seibert (?) haben gar nicht ange schlagen, und dabei ist er noch faumseelig, ich habe allerdings 14 Tage auch eine Antwort von ihm erwarten müssen. Indessen ist auch Herr Kümmerer ¹⁾ gestorben, wirklich [d. h. gegenwärtig] wird ihr inventiert. Es ist keines von seinen Kindern bei seinem Tode gewesen, der Carl kam erst eine Viertelstunde zu spät, die Tochter erst den andern Tag, weil die Kümmerer selbst nicht

¹⁾ Kümmerer war Hausverwalter auf der Solitude gewesen. Sein Sohn Carl ward württemb. Hofbaurat und Landbaumeister. S. Wagner, Geschichte der Hohen Karlschule I, 456. Vgl. meinen Aufsatz „Aus dem Marbacher Schillerarchiv“ in der Besonderen Beilage des württemb. Staatsanzeigers vom 7. Nov. 1895.

glauben wollten, daß sein Ende so nahe war; sie ist auch während seiner Krankheit sehr sicher und gelassen gewesen, bis er anfing mit dem Tode zu ringen. Dann hat sie sich gewiß nicht wollen trösten lassen. Er soll aber recht schön gestorben sein, selbst fleißig gebetet u. nicht genug sich vorbeten lassen können, seinen ganzen Verstand behalten haben, bis er den letzten Odemzug gethan, immer den Doktor gefragt, wie lang es noch dauern könne, ob es nicht möglich wäre, seinen Carl noch zu sehen, von allen Umstehenden Abschied genommen u. alles um Verzeihung gebeten; seiner Frau, die noch kaum eine Minute vor seinem Tode hingesunken, habe er gesagt: Komm, liebe, laß Dich noch zum letztenmal küssen, u. sich vor alle ihre Geduld und Liebe bedankt. Aber 14 Tage, bis sein Ende kam, habe er unaussprechlich leiden müssen an Schmerzen an seinen Füßen, wo immer entsetzlich viel Wasser heraus rann u. nach seinem Tode noch. Kreuz treibt freilich auch zu Gott, aber wie gut ist doch der gute Gott, weil er nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und bete. Ich bitte Gott täglich um Geduld und Glauben, denn in den großen Schmerzen ist nimmer zu beten und zu danken.

Wer sein Haus bei Zeit bestellt

Der geht mit Freuden aus der Welt.

Aber wie viel Gefühl findet sich doch in uns, daß wir nicht gethan, was wir hätten thun sollen u. auch konnten. Dein Brief an die Reichenbachin ¹⁾ ist gleich bestellt

¹⁾ Christophine war mit der Reichenbachin d. h. der Malerin Lubovite Simanowiz geb. Reichenbach aufs innigste befreundet, so lange sie lebte. Vgl. Lubovite. Ein Lebensbild für christliche Mütter 2c. (1850) S. 51 ff.

worden, ohne Simanowiz weiter zu mahnen . . . Schreib, was Du dem Fuhrmann vor das Päcklein bezahlen mußtest; ich will ihm auch eines schicken an Dich, aber ich muß es eben in Stuttgart in den Hirsch schicken, auf ungefähr, wenn er kommt. Wann er nicht zu teuer, so möchte ich Dir auch gerne neben andern Sachen gerauchtes Fleisch u. Speck mitschicken. Unser Seidenzeugle ist übel geraten, sonst hätte ich Dir auch davon geschickt, der Papa hat einen Schlafrock, die Mame ein Gewandt, ich Rock . . . Herr von Wolzogen ¹⁾ ist noch nicht bei uns gewesen, aber der Papa hat ihn in Stuttgart gesprochen, welcher ihm viel Gutes vom Frixen erzählt habe u. auch von Dir, daß Du allenthalben sehr beliebt wärest u. dieses habe auch Herr von Weiben (?) erzählt, welches mir schon viele Personen gesagt haben. Wie dergleichen Nachrichten Deine Mutter freuen müssen, können nur diejenigen empfinden, die eben ihre Kinder so zärtlich lieben u. so eben ihre ganze zeitliche Glückseligkeit dabei fanden u. da ich ohnehin von Deinem guten Herzen schon versichert bin, Du werdest Dich immer mehr befeßsen, Dich immer würdiger zu machen, dieses gute Lob zu unterhalten mit jedermann friedlich und freundschaftlich zu leben. O, was ist das vor eine Beruhigung vor sich selbst, wenn man immer so handelt, wo man sich keine Vorwürfe auch dieser Art zu machen hat; es hat wahrhaft den größten Einfluß auf unsere zeitliche

¹⁾ Gemeint ist wohl Wilhelm von Wolzogen, der 1794 Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen heiratete. W. von Wolzogen war bis 1790 in württembergischen Diensten. Vgl. Schillers Beziehungen S. 184.

u. ewige Glückseligkeit. Denn ein gutes Lob geht über alles, es ist viel mehr als aller Reichtum. Verzeih mir mein schlechtes u. unverständliches Schreiben, nur Dich zu beruhigen, habe ich selbst geschrieben. Deinem lieben Mann, dem Du mich von ganzem Herzen empfehlen wirst, will ich das nächstemal schreiben, wenn ich besser kann. Frau von Wolzogen ¹⁾ empfiehlt mich tausendmal. Frau Obrist (?) hat einen Brief durch ihren Herrn Sohn erwartet. Herrn Hofpredigers ²⁾, wo Du in allen Deinen Briefen so viel Freundschaft rühmst, empfehl mich auch herzlich, sage ihnen, wenn sie Deine Mutter kennen, sie würden sie gewiß auch gern in ihrem Umgang ertragen können. Gott vergelte es ihnen, daß sie Deinen Aufenthalt so helfen angenehm machen.

Deine Dich ewig liebende Mutter

Schillerin.

Der vorstehende mit Jahresdatum nicht versehene Brief von Schillers Mutter, einer der schönsten, die sie geschrieben hat, stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1788 oder 1787. Eine spätere Datierung ist nicht möglich, weil Frau von Wolzogen in Bauerbach, die in dem Brief erwähnt ist, am 5. August 1788 starb; eine frühere nicht, weil Christophine erst am 22. Juni 1786 heiratete. Am wahrscheinlichsten ist es, daß der Brief am 1. März

¹⁾ Henriette Freifrau von Wolzogen, 1745—1788, die Schiller auf ihrem nahe bei Meiningen gelegenen Gut Bauerbach im Jahr 1782 eine Zuflucht gewährte.

²⁾ Gemeint ist der Hofprediger Pfranger in Meiningen, der ein treuer Freund Reinwalds und Christophinens war. Er starb 1790. Vgl. Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald S. 20, 45 u. öfters.

1788 geschrieben ist; denn am 2. März 1788 schreibt Christophine an ihren Bruder ¹⁾: Von Haus habe ich keine ganz gute Nachricht, die I. Mutter hat wieder ihren gef.[ährlichen] Zufall ²⁾.

¹⁾ S. Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine: c. S. 105.

²⁾ Näheres über die Krankheit in meiner Biographie von Schillers Mutter (Leipzig, Seemann, 1894) S. 56 ff.



